

81

Intro/Impressum	5
Turmvater Jahn	6
Von Kopf bis Fuß	10
Die Hülle des Menschen	12
Schnitzeleck	16
Monotrop	18
Ibsen - wie neu	20
Nachruf auf Veit Relin	23
Baby, Drama	24
Seichte Musendämmerung	26
Heimat ist wie ein guter Film	28
Lichtblick	34
Entscheidende Fragen	36
Shortcuts	40

STREIFZÜGE DURCHS ALTE JAPAN

PHILIPP FRANZ VON SIEBOLD
WILHELM HEINE



17. März bis 9. Juni 2013

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-625, Fax 09323/5022

www.knauf-museum.de



www.voelkerkundemuseum-muenchen.de



Illustration: K.W. / Weidner, SMV

Schlappmaul, Strohmann, Mädle



Fastnachtmasken
aus dem
Rhönmuseum Fladungen

100 Jahre

Mainfränkisches Museum
Würzburg

SONDERAUSSTELLUNG IM
MAINFRÄNKISCHEN MUSEUM
FESTUNG MARIENBERG WÜRZBURG
VOM 7.11.2012 BIS 17.2.2013

Anschrift
Mainfränkisches Museum
Festung Marienberg
97082 Würzburg
Telefon 0931-20594-0
Telefax 0931-20594-56
www.mainfrankisches-museum.de

Zweckverband
der Stadt Würzburg
und der Unterfränkischen
Kunststiftung des Bezirks
Unterfranken
Öffnungszeiten
Di - So 10 - 16 Uhr
24./25./31.12.2012
geschlossen

Eintrittspreis
Erwachsene 4,- €
Ermäßigt 2,- €
DB-Kunden 2,- €
Gruppen ab 20 Pers.
pro Pers. 1,- €
Führungsgeld
pro Pers. zus. 1,50 €

© Mainfränkisches Museum Würzburg, Foto: Rudolf Blum, Würzburg/Photo - Gestaltung: gff/Photo: www.gff.de



Ines Schwerd und Margreth Hirschmiller-Reinhard

BEGEGNUNG – UNTERWEGS

Malerei und Druckgrafik

2. März bis 14. April 2013

Galerie im Franck-Haus . Marktheidenfeld . Untertorstraße 6

Intro

Was haben wir für ein Glück. Nix war´s. Wir sind noch da. Die gute, neue Welt ist immer noch eine Scheibe, die sich in den Händen der Digital Generation munter vorwärts pixelt und sich dabei von uns Alten immer schneller fortbewegt. Dass die Menschen außerdem nicht in den Pyrenäen, sondern hier auf der mainfränkischen Insel der Glückseligkeit leben, hat uns pünktlich zum neuen Jahr 1 nach der ausgefallenen Apokalypse eine dicke Sonderbeilage der Lokalzeitung nahegebracht, vollgefüllt mit glücklichen, redseligen Insulanern, nicht minder glücklichen Handeltreibenden und Werbung, was Akquisiteure glücklich macht. Überhaupt freut sich zur Zeit die ganze Region, man möchte fast sagen, die ganze Nation vor lauter Glück geradezu narrisch.

Freilich, daß solche Zustände nicht lange anhalten, das wissen die wenigen, im Verborgenen lebenden Unglücklichen. Die anderen sind zwar online Tag und Nacht, wir dagegen sind im Bild. So dürften in nicht allzu fernen Zukunft das wohlvertraute Lamentieren über die schönen kleinen Frustrationen die das Leben so parat hält, oder die Schadenfreude und die nie versiegende Besserwisserei der Nervtöter wieder ein gerüttelt Maß an Spaß und guter Laune bringen.

Was denn für ihn Glück bedeute, wurde mal ein Kollege aus der Redaktion für ein Statement gefragt. „Wenn ich von solchen Fragen verschont bliebe“, war seine Antwort. Aber das können wir doch nicht drucken, so die verdutzte Fragestellerin. Haben wir ein Glück, wir schon.

In diesem Sinne, freuen sie sich liebe Leser, seien sie glücklich. Man muß es sich nur lange genug einreden, dann klappt das.

Die Redaktion

nummer einundachtzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke,
Renate Freyisen [frey], Nico Manger ,
Falk von Traubenberg, Martina Esser,
Ulrich Karl Pfannschmidt [ukp],
Eva-Suzanne Bayer, Erhard Driesel.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe HKS 64N

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2. 2010

Künstlerportfolio:		
€ 100	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:		
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 100	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm		
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

€ 42	Mitgliedschaft im	10 x 1 Heft
	Förderverein Kurve e.V.	
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung



Turmwater Jahn

Architektur von Helmut Jahn im Neuen
Museum für Kunst und Design
in Nürnberg

Text / Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt



Das Neue Museum für Kunst und Design in Nürnberg widmet dem Architekten Helmut Jahn unter dem seltsamen Titel „Helmut Jahn - Prozess Progress“ eine Ausstellung, die das Gesamtwerk in seiner dynamischen Entwicklung erstmals in Deutschland umfassend präsentiert anhand von Fotografien, Modellen und Zeichnungen. Wer ist dieser Helmut Jahn? Viele haben vor oder in bekannten und auch dominanten Bauwerken gestanden, ohne zu wissen, daß sie nach Jahns Entwurf gebaut wurden. Zeit also, mit der Unwissenheit aufzuräumen. Kenner sagen, er spräche Englisch mit mittelfränkischem Akzent, andere wiederum hören in seinem Deutsch den amerikanischen Klang. Sicher ist, Helmut Jahn wurde 1940 in Nürnberg geboren und lebt seit 1966 in Chicago. Das Studium der Architektur an der Technischen Hochschule in München setzte er ein Jahr am berühmten Illinois Institut of Technology - IIT - fort, an dem damals noch Mies van der Rohe lehrte. Wieder ein Jahr später begann er dort im Büro C. F. Murphy Associates zu arbeiten. 1973 wurde er Vizepräsident und Planungsdirektor, 1979 Teilhaber des jetzt als Murphy/Jahn geführten Büros. Seit 2012 läuft das Büro nur noch unter seinem Namen. Vielleicht liegt ein Grund für den Erfolg des Büros gerade an dieser fränkisch-amerikanischen Mischung. Der Titel der Ausstellung spielt mit diesem Gedanken, wenn er Entwicklung und Fortschritt in Jahns Werk englisch ausdrückt. Jahn hat seine ersten Erfolge in Chicago gefunden, wo europäische Architektur und europäische Architekten hoch geschätzt werden. Mit dem James R. Thompson Center errichtete er von 1979 bis 1985 für die Regierung des Staates Illinois einen Bau in Form eines gläsernen Kegelstumpfes, der durch seinen runden Grundriss im Blockraster des Zentrums auffiel. In seinem Inneren ist Platz für ca. 50 Ämter mit 3000 Beschäftigten und einen riesigen, fast 50 Meter hohen, offenen Innenraum, der an die Kuppeln klassischer Bauten erinnert. Die immerhin siebzehn Stockwerke sind äußerlich nicht ablesbar. Im Erdgeschoß öffnet sich ein allgemein zugänglicher Raum mit Läden und Restaurants. Hier mischen sich erstmals in einem Entwurf Jahns öffentliche und private Nutzung unter einem Dach. Wenn es bisher in den USA üblich war, einen Gewinn des Gebäudes an Höhe durch das Angebot eines freien, öffentlichen Platzes zu kompensieren, also den Verzicht auf eine vollständige Bebauung des Grundstücks, ist hier eine neue Idee realisiert worden, der überdachte öffentliche Raum. Er sollte fortan ein Markenzeichen von Helmut Jahn sein.

Neu war auch die Farbigkeit der rotweißen Fassade, ein Schritt in die damals aufkommende sogenannte „Postmoderne“. Nach den Erfolgen in den USA zog es Jahn zurück nach Deutschland, wo ihm mit dem Frankfurter Messturm 1991 ein wichtiger Bau gelang, der bis heute unübersehbar die Silhouette der Hochhauslandschaft in Frankfurt prägt. Mit der betont plastisch behandelten Spitze des Turmes gab Jahn eine Antwort auf die klassische Frage des Hochhausbaues, wie soll ein Turm richtig aufhören, an der Naht zwischen Himmel und Erde, eine Frage, die das Chrysler-Haus in Manhattan so eindrucksvoll wie spannend beantwortet hat. In beiden Fällen überzeugt die Antwort am Tage wie in der Nacht.

Es folgte 2000 das Sony-Center am Potsdamer Platz in Berlin mit dem großen, offenen Hof unter dem weit gespannten Dach, ein Thema, das erneut 2004 aufgegriffen wurde, um den Terminal 2 des Münchner Flughafens mit dem ersten Terminal zu verbinden. Heute lassen sich Bauten von Helmut Jahn in vielen deutschen Städten finden: Chemnitz, Leverkusen, Bonn, Köln, Singen, Düsseldorf und Bremen.

Der Verlagerung der wirtschaftlichen Entwicklungsdynamik nach Asien folgte auch Helmut Jahn mit einer Fülle von Projekten, die zum Teil schon realisiert sind, zum Teil auf die Ausführung warten. Sein Werk ist überwiegend durch Entwürfe für Hochhäuser geprägt. Hier konzentriert sich das Architektenwerk in der Regel auf die Gestaltung von Gebäudeform und Fassade, Konstruktion und Infrastruktur werden dagegen ingenieurmäßig geplant. Helmut Jahns Türme sind unspektakulär. Seine Architektur ist handfest und grundsolide. Man könnte dies als das fränkische Erbe betrachten. Er verzichtet auf die heute so beliebte, gewalttätige Verformung der Körper zugunsten eher einfacher, gelegentlich eleganter Eingriffe in die Fassaden. Bei niederen Bauten liebt er es, gespannte Textilbahnen in Form von Segeln einzusetzen. Das gibt ihnen eine luftige, lockere Atmosphäre. Gemeinsam ist allen Bauten eine großzügige Haltung, die sich nicht in kleinlicher Detailhuberei verliert, sondern sich auf das Wesentliche richtet. Das Gesamtwerk ist inzwischen auf ca. 100 Bauwerke gewachsen.

Und genau die großzügige Haltung Jahns kommt in der Einrichtung der Ausstellung in herausragender Weise zur Anschauung. Der große Saal des Museums ist in ein Stück Stadt verzaubert. In der Mitte öffnet sich ein freier Raum, eine Plaza zum Aufenthalt und zur Entspannung. Von dort aus gehen Gassen auf die Wände zu, die mit riesigen Fotos von seinen Türmen beklebt, den Eindruck einer Skyline mit

hochverdichteter Urbanität erzeugen. Ein ideales Abbild von Chicago oder New York, ein Traum von Stadt. Die Fotos hat der Münchner Rainer Viertlböck aufgenommen, der seit sechs Jahren das Gesamtwerk interpretiert. Übermannshohe Glasscheiben bilden die Seitenwände der Gassen. Zu zweit mit Abstand verbunden, dienen sie als Vitрины für kleine Modelle oder als Träger für Texte und Bilder. Zugleich wirken sie als Körper im Stadtraum. Welch eine wunderbare Idee, die Architektur für die Stadt stadtdähnlich auszustellen, nicht einfach Bilder an die Wand zu hängen oder Modelle in Kästen mehr zu verbergen als zu zeigen, sondern ein großes Modell von Stadt selbst zu bauen. Vermutlich war es nicht ganz billig, die Idee umzusetzen, mit Hilfe zahlreicher Sponsoren ist es gelungen. Es könnte aber sein, daß es teurer aussieht als es tatsächlich war, was dem Konzept noch ein Sahnehäubchen aufsetzen würde.

Zur Ausstellung gibt es einen ziemlich dicken, dennoch erschwinglichen Katalog, der mit der Abbildung zahlreicher Skizzen einen Eindruck von Jahns Arbeitsweise bietet. Sie sind ganz klassisch in Sepia-Tinte mit breiter Feder gezeichnet. ¶

Die sehr sehenswerte Ausstellung ist täglich mit Ausnahme von Montag, von 10 bis 18 Uhr bis zum 24. Februar geöffnet. Donnerstags sogar bis 20 Uhr.



Von Kopf bis



Menschenbilder
aus der
Kunstsammlung
Würth
in Schwäbisch Hall.

Von Renate Freyeisen

Fuß

Sie untersucht in einem anregenden Diskurs den Wandel der künstlerischen Sicht auf das menschliche Äußere vornehmlich in Werken des 20. und 21. Jahrhunderts. Schon im Vorfeld werden die Besucher begrüßt von Henry Moores großer Bronze „Large interior form“, stoßen dann auf dem Vorplatz vor dem Eingang auf das marmorne Paar auf einer Bank namens „Stein 47“ von Markus Redl und auf den stählernen, weißen, aus Buchstaben geformten Körper von Jaume Plensa. Immer schon wurde das Thema Körper – materiell im Gegensatz zur eher philosophischen Dimension des Leibes – in der Kunst aufgegriffen, seit der Antike bis in die Neuzeit oft idealisiert als Allegorie in überhöhter Deutung, heute aber eher als individuelles Abbild oder, generalisierend, für bestimmte soziale oder materielle Befindlichkeiten, positiv oder negativ, aufgefaßt. Dazu gehört auch die Absage an die Abbildbarkeit oder überhaupt an eine gültige Aussage. Drei Figuren stehen programmatisch für den Wandel der Auffassung: Die älteste Plastik, der idealisierte „Gefesselte Sklave“ von Leonhard Kern (1645), ist zwischen der formschön abstrahierten „Urpuppe“ von Hans Arp (1964) und einer seltsam glatten Bronzefigur auf einem Podest, einem Zwitter zwischen Amoretto-Putto und ausschreitendem Kleinkind von Marc Quinn (2009) angeordnet: Der britische Künstler hat die Gestalt dekoriert mit eigener DNA-Assoziationenkette und Blume, hat ihr Pampers angelegt und läßt sie winzige Dinosauriers wegkicken – als Hinweis auf die Evolution und die Entfremdung des Individuums vom eigenen Körper. Diese drei Plastiken weisen auf die Suche nach dem unverstellten Menschenbild hin. Die zeitgenössische Moderne, das zeigt die Präsentation auf 2600 qm mit rund 200 teilweise sehr großformatigen Bildern und Darstellungen des menschlichen Körpers von mehr als 100 Künstlern, sieht den Menschen nicht mehr als Krone der Schöpfung, sondern oft als Deformierten, Zerstückelten, als einen, der sich selbst sucht oder in Frage stellt, sich verweigert, Rollen spielt, manipuliert wird. Was dabei auffällt: Von der Reduktion und Abstraktion geht der Weg wieder hin zu Wiedererkennbarem, doch nun mit deutlich geänderter, verallgemeinernder oder sogar bewußt verstörender Aussage. Dies soll der Reflexion über den Zustand des Menschen in der heutigen Welt dienen. Auch mit künstlicher Identität, der Auslöschung des Persönlichen oder der Entmenschlichung des Körpers befassen sich heutige Künstler. Solches zeigt sich z.B. auch an zur Zeit gängigen Schönheitsidealen. Ein breites Spektrum der Menschenbilder also. Die Ausstellung

gliedert sich in 13 Kapitel und präsentiert teilweise prominente Werke der Sammlung Würth, etwa von Picasso, Oskar Schlemmer, Rudolf Hausner, Horst Antes, Baselitz oder Klimt. Aber sie überrascht auch mit spektakulären Neuerwerbungen. Daß sich die Moderne vom apollinischen Schönheitsideal gelöst hat, zeigt sich deutlich z.B. an Hrdlickas großer Sandsteinplastik „Hansi“: Die Wiener Prostituierte mit dem älteren Kopf, dem massigen, schlaffen Leib ohne Füße (die sind abgebrochen) und den eng angelegten Armen illustriert „Die verlorene Illusion“ – so der Untertitel. Ein weiterer Gesichtspunkt: Max Ernsts „Junger Mann mit klopfendem Herzen“ ist befreit von jeder Ähnlichkeit mit einem lebenden, individuellen Abbild, führt aber durch einige wenige Merkmale bei der aufs Wesentliche reduzierten Figur ohne Gesicht und den Titel den Betrachter auf die gewollte Bedeutungsspur und zu einer eigenen Interpretation. Der größte Teil der Bilder und Plastiken zeigt den Menschen aus männlicher Sicht. Auch das frühe kleine Gemälde von Picasso (1901) auf einem Zigarrenkistendeckel zeigt deutlich, wie die Rollen bei der „Unterhaltung“ verteilt sind. Rainer Fettigs „Mike Hill“ von 1986 wiederum stellt einen männlichen Körper, aber in weiblicher Rolle und Pose dar. Daß „das weibliche Maß“ geradezu den Rahmen sprengt, daran läßt Xenia Hausners großformatige Arbeit mit Collage von 2003 denken, während Christo das Porträt von Jeanne-Claude verhüllt mit Schnüren und Plastik, und die „Verpackung“ diesen Eindruck noch steigert, dadurch daß die Folie durch den Alterungsprozeß das Gemälde darunter immer stärker verdeckt. Daß die Darstellbarkeit einer Person im Porträt mehr und mehr in Frage gestellt wird, zeigen die verfremdenden, verunsichernden, entstellenden oder entlarvenden Bilder, etwa das puppenhafte Porträt der Renée Fleming von Francesco Clemente, oder Andy Warhols Bildnis von Beuys, kenntlich nur durch den Hut, als Negativ über rötlichem Grund und mit Diamantstaub als Zeichen der Verehrung für den Meister, oder auch die groteske Grimasse auf dem bewußt verzerrenden Selbstporträt von Arnulf Rainer. Die zwanzig Selbstporträts von David Hockney von 2012, bearbeitete iPad-Zeichnungen in Art eines Tagebuchs, dienen dagegen der Selbstvergewisserung, was wiederum die Suche nach dem Ich, aber auch die Unmöglichkeit einer Erfassung des Individuums dokumentiert. Einen anderen Weg beschreitet K. H. Hödicke; er verweigert die Aussage über sich im „Selbstporträt 1973“, indem er eine Firma gleichen Namens mit ihrer Leuchtschrift an seine eigene Stelle setzt. Auch wenn ein Bildnis scheinbar realistisch daherkommt, wie Christian

Schads „Fräulein Mulino von Kluck“ (1930), wird das Klischee von Schönheit und Unschuld ad absurdum geführt durch die hinter sinnige Verwendung einer symbolhaften Orchidee; diese Blume verweist auf eine gewisse Verfügbarkeit. Andere Bildnisse zeigen entstellte, aber glatte „ Fassaden“ wie etwa „Brigitte Becker“ von Lambert Maria Wintersberger, nämlich eine Frau mit Zyklopenauge. Teile des Körpers, etwa die bronzenen „Lipps“ von Lun Tsuchnowski von 2003 stehen für das Ganze. Puppen wie bei der „Toten Klasse“ von Tadeusz Kantor verwischen die Grenzen zwischen echt und unecht, zwischen lebendig und tot, auf verstörende Weise. Ironische „Nachempfundenen“ berühmter Werke, etwa der Infantin von Velasquez oder des Fräulein Rivière von Ingres, zeigen die heutige, desillusionierende Sicht von Gionella oder Botero auf solche Vorbilder. Aber auch heutige, überall anzutreffende Bildnisse, etwa von Werbe-Ikonen, werden z. B. von Harding Meyer auf großformatigen Ölgemälden in Frage gestellt. Unsicherheit mit dem eigenen Menschsein kann auch zur Vielfältigung führen wie bei Antony Gormley in „Bruch“ 2002 oder auf der irritierenden Arbeit „Redaktion“ von Martin Liebscher: Auf dem großformatigen, fotorealistischen Bild von 2002 ist nur der Künstler immer wieder in den verschiedensten Positionen und Scheintätigkeiten zu sehen. Typische Gesten können auf einen politisch brisanten Hintergrund verweisen und sollen den Betrachter zum Denken provozieren, so wie es Anselm Kiefer in verschiedenen Hitler-Posen oder auf dem riesigen Wandbild von 2000 mit dem Titel „Mao – läßt tausend Blumen blühen“ beabsichtigt, das in seiner zerbröckelnden Oberfläche, den vertrockneten Rosen und der verblässenden Gestalt des „Großen Führers“ genau das Gegenteil aussagt. Die Existenz des Menschlichen und seines Körpers drückt sich zeitgenössisch oft nur in Spuren aus, wie bei der „Kreuzwegstation“ von Hermann Nitsch von 1990 oder in der collagenartigen Bronzeskulptur von Jake und Dinos Chapman „Es war eine romantische Kulisse“ von 2008.

Die Ausstellung überwältigt durch die Fülle der Aspekte und Formulierungen des menschlichen Körpers, besitzt auch teilweise unterhaltsamen, aber wohl nicht so gemeinten Charakter, etwa bei Video-Projektionen seltsamer Köpfe auf Fiberglas von Tony Oursler. Die Aufteilung in Themen scheint dabei manchmal etwas willkürlich, will jedoch bei der Orientierung helfen. Insgesamt eine sehr sehenswerte Schau. ¶

Bis 2. Juni 2013.

*Kounellis Installation
im Museum am Dom*



Die Hülle des Menschen

Jannis Kounellis in Würzburg

Text / Fotos: Achim Schollenberger



Kounellis und seine Ehefrau Michelle Coudray

Streß sieht anders aus. Obwohl Jannis Kounellis ohne Frage in die Weltliga der gefragtsten, zeitgenössischen Künstler gehört, durch zahlreiche Ausstellungen rund um den Globus präsent war und ist, zeigt er in Würzburg so gar nichts von Starallüren. Natürlich ist eine neue Ausstellung immer ein Grund, sich zu freuen, vor allem, wenn sie so gelungen ist wie die jüngste im Museum am Dom und wenn es dazu noch einen schmucken Katalog gibt...

Nötig hätte es Kounellis nicht, seine nicht immer leicht zugängliche Vorstellung von Kunst in Würzburg zu geben, denn angesichts seiner Vita offenbart sich, daß große Häuser mit großen Namen die Werke des 1936 in Piräus geborenen und seit 1956 in Rom ansässigen Künstlers präsentiert haben. Da das Kunstreferat der Diözese Würzburg in seiner thematischen Ausrichtung und mittlerweile in seinem Ausstellungsprogramm mehr und mehr die Affinität und Vorliebe für Künstler aus Italien vermuten läßt, scheint es eine gute und inspirierende Basis für eine Zusammenarbeit gegeben zu haben.

Arte Povera - untrennbar ist der Name Kounellis mit dieser Kunstrichtung verknüpft, die unter Verwendung sogenannter „armer“ Materialien spröde und schwer zugängliche Kunstwerke zeitigt. Bei Kounellis sind dies immer wieder Mäntel, Hüte, mit Kohlen gefüllte, grobe Jutesäcke, Eisenträger und Platten, schwarz wie die Nacht das meiste davon, düster, undurchdringlich. Er scheute sich aber auch nicht, 1969 in Mailand lebende Pferde auszustellen. Natürlich ging es dabei nicht um das Bild des Tieres als solches, Kounellis interessiert eben nicht das klassische Abbild, der figürliche Charakter oder die greifbare Natur, seine Arbeit kreist um tiefer greifende Bedeutsamkeiten wie Existenz und Nichts, Leben und Tod, Mythologie und Zeit.

In Würzburg formen die schwarzen Mäntel, Schuhe und Hüte, drapiert auf dem Fußboden zwischen Eisenträgern, die wie Schienenschwellen anmuten, eine Installation. Das entstehende visuelle Bild

ist dabei wichtig, schließlich transportiert es den zugrundeliegenden Gedanken, das Wesentliche scheint es aber zu sein, dadurch einen Prozeß des Denkens in Gang zu setzen. Die zurückgelassenen, abgelegten Hüllen, die formale Abwesenheit des Menschen, schaffen Assoziationen. Was ist hier passiert? Wer steckte in den Schuhen und Mänteln? Ist dies das Sinnbild von Lager, Abtransport, Deportation? Die hinter Stahlplatten gepreßten Mäntel wirken beklemmend. Schwarze, blickdichte, verhüllende Tücher, das Messer im Kohlsack darunter hervorblitzend, leere Gläser, aufgeknüpft und symbolisch angeordnet, wirken wie eingefrorene Momente der Zeit. Nicht greifbar und nicht schnell erklärbar.

Immer arbeitet Jannis Kounellis speziell mit den vorgegebenen Örtlichkeiten. Dieses Erfühlen, dieses Einlassen auf den Raum, scheint wichtig, fließt in den Charakter der jeweiligen Installationen und Bildwerke ein. So wird es verständlich - der eine oder andere Leser mag sich noch daran erinnern -, daß sich Jannis Kounellis auch von einer Ausstellung, damals nur wenige Schritte weiter in Richtung Residenz, in der alten Städtischen Galerie, distanzierte. Im April/Mai 1992 waren dort als Einzelausstellung zusammengefaßt, vier seiner Arbeiten gezeigt worden. Crux an der Sache war, die wandfüllenden Werke stammten aus dem Besitz eines Kölner und eines Düsseldorfer Leihgebers. Kounellis selbst war nicht involviert und deshalb auch nicht in Würzburg. Zwanzig Jahre später aber, scheint es ihm richtig gefallen zu haben. ¶



ATELIER

A place formerly called Schnitzeleck

Engeweihte und Bewohner des Viertels „Äußere Pleich“ wissen es: Dort, wo es nun frisch nach Farbe riecht, lockten vor geraumer Zeit, vor allem täglich außer Samstag und Sonntag, gegen zwölf Uhr Schnitzel-, Gulasch- und allerlei andere Mittagstischdüfte die Hungrigen. Seit Dezember lockt nun in der Auslage der schmuck renovierten

Örtlichkeit in der Rotkreuzstraße die Kunst. Ines Schwerd – mal kurz für unser Bild aus ihrem Malereck vorne links hervorgekommen – präsentiert in ihrem neuen Atelier ihre Arbeiten auch den neugierigen Passanten. Ganz wie in einer kleinen Produzentengalerie. Derzeit steckt die Malerin mitten in den Vor-

bereitungen für zwei Ausstellungen. Die neuen Arbeiten zum Thema „Begegnung“ sind ab dem 2. Februar im Würzburger Spitale zu sehen, für März steht dann eine gemeinsame Ausstellung mit Margreth Hirschmiller-Reinhard im Marktheidenfelder Franck-Haus auf dem Plan. Überhaupt siedeln sich in dem kleinen Viertel

in unmittelbarer Nähe des Kulturspeichers mehr und mehr Künstler an. Ein paar Maler und Malerinnen, Kunsthandwerker, Fotografen und Kabarettistinnen sorgen schon für eine stramme Dichte an Kunst und kreativer Energie. Mal sehen, wer als nächstes kommt. ¶

Text/Foto: Achim Schollenberger

Frauen gemeinsam sind stark.
(Anna Sjöström und Anne Simmering)

Monotrop

Frauenpower in den Kammerspielen - Uraufführung von „Molly Eyre“ von Tamsin Kate Walker.

Von Renate Freyeisen / Foto: Nico Manger

Eine Uraufführung bringt Renommee. Zumindest ist damit auch die Erwähnung in überregionalen Medien gesichert. Für seine Inszenierung des Schauspiels „Molly Eyre“ von Tamsin Kate Walker in den Kammerspielen des Mainfranken Theaters Würzburg hatte Regisseur Jürgen R. Weber neben dem Versprechen, „Kultur auf Weltniveau“ zu bieten, angekündigt, daß es „grausam unterhaltsam“ und „geistig verstörend“ werde. Gottseidank traf dies nur zum Teil zu. Jedenfalls geriet der Anfang der Aufführung noch ziemlich wirr. Irgendwie fehlte Weber das Verständnis für die Aussage des Stücks und der Psyche der vier Frauen. Er macht sich lustig über sie, brachte allerlei und viel zu viele überdrehte Einfälle, wie schon an seiner verkorksten Inszenierung der „Lustigen Witwe“ in der letzten Spielzeit zu beobachten war. Dabei hätte er einfach mal vertrauen können auf die Zeichnung der Charaktere. Die Autorin hatte sie nämlich bewußt von Molières Komödienfiguren entliehen; der Stück-Titel assoziiert ohnehin die Nähe zu dessen Gestalten, etwa zu Figuren im „Misanthrop“ oder dem „Eingebildeten Kranken“. Walker „übersetzt“ die Typen ins Heute, verpflanzt sie in vier Frauen. Die plagen sich nun sehr zeitgemäß mit Entscheidungen im Kindergartenbeirat herum und mit Problemen wie Untreue der Männer, Schwangerschaft, Kinderwunsch, Geldmangel, Erziehung, an heutigen Idealen orientierter Lebensführung etc. Daß am Ende aus dem Stück doch noch ein vergnüglicher Abend mit witzigen Dialogen wurde, lag an den vier Darstellerinnen, nicht am Regisseur. Die Fäden in der Hand hält dabei die erfolglose Autorin Molly Eyre. Sie steckt in Nöten, denn sie soll eine „Saga des zeitgenössischen Mutterseins“ schreiben, hat aber gerade keine Inspiration; da verfällt sie auf die Idee, die Konflikte der drei Kindergarten-Mütter als Stoff zu verwenden. Edith Abels, mit Hut, in schwarzer Lederkluft und ständig per Handy kommunizierend, mußte immer wieder energisch von ihrem Sitzplatz aus dem Publikum heraus ins Geschehen eingreifen. Sie erscheint frustriert – sie hat eben keine Kinder.

Auf der schwarzen Bühne, mit weißgrauen, seltsamen Spielgeräten ausgestattet, geht es derweil vordergründig um die Ausgestaltung des Raums, in Wirklichkeit aber um Selbstdarstellung der ganz unterschiedlichen Frauen. Anna Sjöström als keineswegs altruistische, rotlockige Yoga-Lehrerin imponiert vor allem durch ihre turnerischen Qualitäten. Außerdem profiliert sie sich durchs Kinderkriegen, egal von welchem Mann. Christina Theresa Motsch muß als blonde Emanze Celesta ständig unnatürlich beherrscht auftreten, mit männlichem Befehlston und tiefer Stimme sprechen, äußerlich sehr korrekt im blauen Schneider-Kostüm; blitzschnell erfährt sie die Realität, kommentiert diese sarkastisch und outet sich am Ende als Lesbe. Zu bewundern war, wie die Schauspielerin die vom Regisseur gewollte Personendarstellung durchhielt. Wie ein komödiantischer Irrwisch aber sorgt Anne Simmering als „wiedergeborene Buddhistin“ Raga für Lacherfolge durch ihre hysterischen Versuche, allen möglichen eingebildeten Krankheiten die Stirn zu bieten, durch ihr abenteuerliches, alternatives Äußeres mit Rasta-Zöpfchen und schlampiger Kleidung, wie sie auch auf Rollschuhen einläuft, als überbesorgte Mutter und Anbeterin ihres Mannes auftritt, alle ihre Aktionen durch unermüdliches Geplapper begleitet. Dadurch zeigt sie nur, daß sie damit Defizite in ihrem Leben überspielt. Das geht den anderen ähnlich, auch sie spielen Rollen, in denen sie sich eigentlich nicht wohlfühlen. Nachdem aber Molly „alle Männer aus dem Stück rausgeschrieben“ hat, mit dem Augenblick der Selbsterkenntnis, verbünden sich die vier. Es tritt Harmonie ein. Frauenpower pur. Auf den „männlichen“ Regisseur hätte man da vielleicht verzichten können. ¶

Offensichtlich ein Gespräch unter Freunden.
(Matthias Breitenbach, Georg Zeies
und Kai Christian Moritz)

Ibsen- wie neu

Henrik Ibsens „Ein Volksfeind“ im
Mainfranken Theater Würzburg

Von Eva-Suzanne Bayer / Fotos: Falk von Traubenberg

Henrik Ibsens Drama „Ein Volksfeind“ wird momentan überall gern gespielt. Schließlich geht es in dem 130 Jahre alten Stück um einen Umweltskandal, der vertuscht werden soll, weil schon allzu viel Geld und Hoffnungen in ein Projekt investiert wurden. Politiker glotzen nur auf Erfolgsquote, die Presse ist bestechlich und die öffentliche Meinung, tendenziös bedient, schwankt wie ein Schilfrohr im Winde. Das klingt wie aus dem heutigen Tage geschnitten. Doch Ibsens Stück hat eine beträchtliche Altlast. Die Sprache ist ziemlich antiquiert, es wird viel und kontroverse Ideologie diskutiert, Theorien kullern geschmeidig wie Medizinbälle, und all die Thesen sind für einen modernen Zuschauer viel zu langatmig, trocken, ja altmodisch. Doch im Mainfranken Theater Würzburg werden jetzt all die Klippen souverän umschiff. Regisseur Andreas von Studnitz hat dem immer noch brisanten Stoff einen total neuen Schnitt verpaßt. Er kürzt schon fast brachial, allerdings ohne das Kernproblem zu verändern, er befördert die Sprache in den heutigen Jargon („Darauf kannst du einen lassen!“), und er gibt Füllfiguren Kontur und Charakter. Aus dem alten Zeitstück ist ein total neues Zeitstück entstanden, mitunter sehr komisch (was man wirklich nicht bei Ibsen finden kann) und wirkungsvoll. Neufassung nach einer Idee von Ibsen, müßte man eigentlich sagen. Worum geht es?

Doktor Tomas Stockmann, Haupt- und Titelfigur in Henrik Ibsens immer noch packendem Gesellschaftsdrama „Ein Volksfeind“ (1882/83) hat ja recht. Der Badearzt einer Provinzstadt, die sich, dank ihres Wassers, Hoffnungen auf gewinnträchtigen Badebetrieb macht und schon viel Geld dafür ausgegeben hat, läßt eben dieses „Heil“wasser noch einmal wissenschaftlich analysieren, und es wimmelt, wie er nach einigen Krankheitsfällen schon vermutete, - auch das natürlich neu) von Legionellen. Die Leitungen sind marode, Gerbereien leiten ihre Abwasser in die Gesundbrunnen, aus dem Traum wird nichts. Dafür will Stockmann, der das Unternehmen früher förderte, schon sorgen. Im Mainfranken Theater Würzburg legt Andreas von

Studnitz den Doktor im ersten Akt als leichtmütigen Spaßvogel an und der in allen Charakterfacetten funkelnde Gast Matthias Breitenbach spielt ihn locker, heiter, mit seiner Frau (Antje Widdra) turtelnd, seinem steifen Bruder, dem Bürgermeister (ein wenig schablonenhaft Rainer Appel), bei weitem überlegen. Eine richtige Sympathiefigur.

Eine Sympathiefigur – das bleibt Stockmann auch in der Auseinandersetzung mit dem sturen Bruder Peter, der nichts von der Schädlichkeit des Wassers hören und den Badebetrieb eröffnen möchte. Zuerst sind noch alle – Medien, der Interessenverband der Zimmervermieter und die Aktionäre – auf der Seite des Doktors. Aber das Blatt wendet sich abrupt, als alle erfahren, wie viel die Sanierung der Leitungen kosten und wie lange sie dauern wird. Die öffentliche Meinung, manipuliert von der selbst manipulierten Presse, schwenkt um. Aus dem „Volksfreund“ Tomas, der einen ungeheuren Skandal verhindern will, wird der „Volksfeind“, der die Gemeinschaft ins finanzielle Elend stürzt und selbst ein Skandal ist. Es ist ein böses Stück über den Kampf von Ökologie und Ökonomie, von Korruption, von elastischen Wendehälsen.

Doch Ibsen macht es dem Zuschauer nicht leicht mit einer eindeutigen Moral. Während einer Volksversammlung entpuppt sich der Arzt, der ja recht hat, als bösartiger Rechthaber. Mehr noch. Er greift die Grundsätze der Demokratie an, wettet gegen die Majorität der Dummen, tobt sich cholerisch aus im Vokabular des Unmenschen, der sich für die Diktatur einer Elite stark macht, die dumme „Masse“ nur noch vernichten will („Gut, dann bin ich eben ein Nazi“). Den Titel „Volksfeind“ trägt er nun als Ehrennadel, als Auszeichnung der eigenen Überlegenheit über die anderen. Hat er immer noch recht? Und als er dann, persönlich betroffen, einknickt vor dem Kapital und ein Beil gegen die eigene Stirn richtet, aber natürlich nicht zuschlägt, wer hat dann recht? Und wie sieht es in einer Gesellschaft aus, die durchweg nur nach monetären Interessen funktioniert?

Den hohen moralischen Ton des bissigen Menschenverächters Ibsens, der selbst zugab, die Masse zu verabscheuen und Staaten, Politik und Demokratie schlicht zum Teufel wünschte, mildert von Studnitz durch komische Einlagen und Einfälle, die manchmal vom Text ablenken, aber dadurch nur beweisen, wie manipulierbar auch die Aufmerksamkeit des heutigen Publikums ist. Natürlich verpflanzt er die 130 Jahre alte Geschichte ins Hier und Heute. Medien, die bei Ibsen nur die sogenannten liberalen Zeitungen waren, sind



Auch Trinker werden manchmal geliebt. (Matthias Breitenbach und Antje Widdra)

jetzt natürlich Fernsehen und Talkshows, die Bürgerversammlung bezieht das Theaterpublikum mit ein. Unmöglich, sich der Aktualität des Stückes zu entziehen. Und dankenswerterweise polstert von Studnitz den Ernst immer wieder mit Komik aus. Wie Kai Christian Moritz als Presseemann während der öffentlichen Diskussion minutenlang einen Kabelsalat entwirren will und gegen die Tücke des Objekts kämpft, ist eine Lachnummer für sich. Für den Gesinnungsschlagabtausch hat Malve Lippmann ein außerordentlich karges Bühnenbild gebaut: Nach hinten offen, stehen nur ein paar Stühle auf der Bühne herum. Zwischen ihnen klafft ein als Pool gefaßtes Plantschbecken, durch das die Schauspieler stampfen, waten, auch mal sich flach hineinwerfen, sich damit bespritzen oder gar damit gurgeln. So ist das Wasser, um das es ja geht, immer im Blickfeld, immer in die Aktionen eingebunden. Nur: Warum nimmt gerade der Doktor, nachdem er

weiß, welch eine Giftbrühe dieses Wasser ist, es in den Mund und verspritzt es als gigantische Fontäne? So nett das anzuschauen ist, ganz logisch erscheint es nicht.

Aber ganz logisch ist auch der Charakter des Doktors in der Regie nicht angelegt. Die anfängliche Frohnatur wandelt sich recht abrupt zum berserkerhaften Misanthropen und der sonst wunderbar nuancierte Matthias Breitenbach bekommt bei der schicksalhaften Volksversammlung die wahre Enthüllung des Helden nur als cholерischen Anfall hin. So flippt er lediglich aus, läßt aber charakterlich nicht eindeutig die Hosen runter.

Trotz einiger Einwände ist das Ganze eine höchst spannende Geschichte, die nie gestrig wirkt und stellenweise sehr vertraut wirkt. Das Publikum ging höchst konzentriert und auch amüsiert mit und dankte mit heftigem Beifall. ¶

Der Weltenbürger oder der Zerrissene

Nachruf auf Veit Relin (24. September 1926 – 23. Januar 2013)

Von Angelika Summa Foto: Weissbach



Gewundert haben sich viele Würzburger und Unterfranken schon, daß Veit Relin hier im Fränkischen Wurzeln geschlagen hat und 1976 das kleine Torturmtheater im kleinen Weinort Sommerhausen von Luigi Malipiero übernahm. Denn eigentlich war die fränkische Provinz nicht seine Welt. Er, der geborene Linzer, war Weltenbürger, bekannt von großen Bühnen, Ehemann von „Seelchen“ und Publikumsliebbling Maria Schell, Freund vieler Künstler. Mit der Zeit schlug die Verwunderung der Franken in Achtung um. Sie merkten, daß sich in Sommerhausen kein „Jet Settler“ eingenistet hatte, der die Provinz verachtete. Relin hatte sich hier eingelebt, er wirkte hier als Vollblut-Theatermann, der das Torturmtheater, mit ca. 60 Plätzen eine der kleinsten Bühnen Deutschlands, durch zahlreiche Uraufführungen im ganzen Land wichtig und bekannt machte. Jemand, der nicht nur als Schauspieler des berühmten Wiener Max-Reinhardt-Seminars in vielen Rollen bei Film und Fernsehen zu Hause war, ebenso ein Maler, der ein Studium an der Wiener Kunstakademie vorweisen konnte, sondern ein Künstler, der Zeit seines Lebens für die

Schauspielerei ebenso viel Leidenschaft empfand wie für die bildende Kunst, der beide Seiten ausleben und sich nicht in Schubladen stecken lassen wollte. Den Zerrissenen hatte Relin selbst einmal gespielt und sich in Bezug auf seine beiden Leidenschaften in einem Radio-Interview auch so bezeichnet.

Veit Relin war ein Multitalent, das auch Regie führte, produzierte, Drehbücher schrieb, sich um Masken- und Bühnenbild kümmerte, also, fast um alles, und das auch konnte. Nachdem die Franken das gemerkt hatten, sprach man bewundernd vom „Prinzipal“. Und jeder wußte, wer gemeint war.

Doch zunächst, vor der Sommerhäuser Intendanz, stand Veit Relin schon als 19jähriger auf der Bühne. Er hatte Engagements in Linz, Wien, Zürich, Salzburg, München, Kassel und anderen Bühnen. Die Auftritte im Theater oder die Begegnungen im privaten Rahmen mit dem schlanken, großgewachsenen Mann beeindruckten immer, Veit Relin hatte außergewöhnliche Präsenz. Nun ist der Theatermann für immer von der Bühne gegangen. Nicht nur die Franken werden ihn vermissen. ¶

Baby, Drama!

Szenen, die das Leben im Kellertheater des Chaminzky (KuZu) spielt.

Text: Hella Huber / Foto: Martina Esser

Diesmal geht es nicht die Stufen auf dem roten Teppich hoch, sondern zum Seiteneingang rechts hinein in das Jugendtheater des Chaminzky, einen langen Gang entlang, der überraschend in ein richtiges Theater mit Bühne und Plätzen für 70 Zuschauer mündet. Das KuZu - Kunst zu leben - wurde Ende 2010 gegründet, um Jugendlichen eine Chance zu geben, ihre Schauspielleidenschaft und ihr Talent auf einer Bühne zu erproben. Dafür eignen sich kurze Episoden, in denen zahlreiche Jugendliche auftreten können; die zeitliche Eingrenzung verhindert, daß der Nachwuchs überfordert wird. Jedoch werden auch anspruchsvolle Schauspiele und Komödien von anderen Ensembles aufgeführt; ebenso finden hier Improvisationstheater, Erzählabende, Lesungen und Workshops statt. „Baby, Drama!“ zeigt Szenen, die im Leben der Jugendlichen eine wichtige Rolle spielen: glücklich oder unglücklich verliebt zu sein, das Aussehen, die Trennung vom Freund und die Zukunftsaussichten in ihrem Leben, aber auch Themen, die sie noch nicht erfahren mußten: die verbitterte Witwe am Grab ihres Mannes, sowie der Alltag eines Ehepaares am Abend nach der Arbeit. 17 Szenen werden gespielt; teils vom Ensemble geschrieben oder von bekannten Autoren wie z.B. Fitzgerald Kusz, Elke Heidenreich und Ken Campbell. Über fast zwei Jahre hatte die Regisseurin Martina Esser ihre zehnköpfige Gruppe, zwei Jungen und acht Mädchen im Alter zwischen 16 und 21 Jahren, mit viel Geschick und Können in die darstellende Kunst - das Sprechen, die Mimik und Gestik, das Gefühl für Pausen - eingeführt. Die DarstellerInnen zeigen Pantomime, Auftritte in Zeitlupe oder synchrone Bewegungen, sowie Episoden in bayrischem und fränkischem Dialekt. Die Inszenierungen begnügen sich mit minimaler Ausstattung: eine schräge Bühne, eine Bank oder Stühle; die Kleidung wirkt durch auffallende Farbe, bzw. paßt zum Anlaß. Es war ein Abend, der frisch und schwungvoll ablief, Unterhaltsames und Nachdenkliches bot, so daß der Theaterbesuch dort zwar der erste, aber sicher nicht der letzte war. ¶



Seichte Musendämmerung

Zuhause bei Wagners - Jan Steinbach inszeniert „Wahnfried - Bilder einer Ehe“ in Meiningen.

Von Renate Freyeisen / Foto: Erhard Driesel

Richard Wagner (1813-1883), Genie, Verführer, Frauenheld, Weihepriester einer Opernersatzreligion, grandioser Musikschröpfer, Dichter und Theatermensch – all dies trifft zu auf ihn und auch wieder nicht, und in diesem Zwiespalt zwischen banalem Alltag und inszeniertem Pathos, zwischen Leben und Kunst zeigte der Schriftsteller Reinhard Baumgart (1929-2003) den Bayreuther Meister in „Wahnfried – Bilder einer Ehe“ in einem Fernsehspiel. Nun hat der junge Regisseur Jan Steinbach es unternommen, das Werk anlässlich des Wagner-Jahres in Meiningen erstmals auf die Bühne zu bringen. Doch was im Fernsehen mit den diversen optischen Mitteln funktioniert, muß im Theater nicht unbedingt gelingen. Denn die kaleidoskopartige Bilderfolge setzt genaue Kenntnisse voraus und kann vor allem die Zuschauer verwirren, welche sich noch nicht intensiv mit dem historischen Wagner und seiner Lebensgeschichte auseinandergesetzt haben. Dazu kommt: Von der Figur Wagner muß auf der Bühne eine Faszination ausgehen, welche irgendwie verständlich macht, warum gerade dieser Komponist und Sprachschöpfer die Menschen seiner Umgebung so in seinen Bann gezogen hat. Gesah das nur auf Betreiben seiner Gattin Cosima? Sie hat immerhin alle seine Allüren und Launen ertragen, ja verherrlicht; sie hat ihm klaglos alle Seitensprünge verziehen, hat ihn zu ihrem „Gott“ und dem seiner zahlreichen Verehrerinnen und Verehrer erhoben, mit dem untrüglichen Gespür dafür, daß von seinem Ruhm auch einiges auf sie und die Wagner-Familie abfärbte. Durch Dienen zur Herrschaft, so könnte man ihre Taktik beschreiben. Doch alles hängt am Dreh- und Angelpunkt der Verkörperung der Person Wagner. Zwar kann Peter Bernhardt in dieser Rolle äußerlich den passenden Charakterkopf vorweisen, aber er strahlt solche Menschenfänger-Qualitäten leider nicht aus. Schon anfangs, als er müde wirkend mit dem Flügel hochfährt, zumal er sich nie durch die Zaubermittel seiner Musikschröpfungen profilieren kann. Und da er ständig mit gepreßter Stimme laut sprechen oder sogar schreien muß, scheint es ihn sogar anzustrengen, andere zu begeistern. Lediglich der groteske Franz Liszt (Udo Brosch), sein Schwiegervater, darf sich ungeniert als Musiker

präsentieren, wenn er auf einem lächerlichen Mini-Klavier die Melodie des Liebestraums klimpert. Auch Hans von Bülow, gehörnter Noch-Ehemann von Cosima, untröstlicher Freund Richards und dessen gefeierter Dirigent (in seiner nervösen Verzweiflung sehr glaubhaft: Harald Schröpfer), kann sich nicht durch Musik ausdrücken. Aus dem Kreis der Besucher in Tribtschen, dem Schweizer Zufluchtsort des späteren Ehepaars Cosima/Richard, ragen zwei Persönlichkeiten heraus: der grüblerische, dichtende Philosoph Nietzsche (Florian Beyer) – später als stummer, roter Harlekin präsent – und die attraktive, selbstbewußte Schriftstellerin Judith Gautier (Anja Lenßen). Angeblich inspirierte sie den Meister in Bayreuth zur Figur der Isolde. Doch darauf erheben noch andere „Musen“ Anspruch. Zur Familie Wagner gehören untrennbar Hand Ruß, von Matthias Herold als menschliches Wesen, eine Art Hausdiener, dargestellt, sowie Daniela von Bülow, Mara Amita, etwas kindlich-naiv mit Puppe, und der schwächlich-infantile Siegfried, einziger Sohn des „hehren“ Paars, (Lukas Benjamin Engel), tollpatschig, „germanisch“ uniformiert. Die Ehe Cosima/Richard-Wagner entwickelt sich auf roten Treppenstufen, die sich mit wachsender Berühmtheit immer weiter nach oben erstrecken zu einer Art Opern-Olymp (Bühne: Frank Albert). Dort auf der höchsten Stufe steht am Schluß die „alte“ Cosima 2, Ulrike Barthruff als beeindruckende Erscheinung. Schon lange vorher aber nimmt sie immer wieder an der Handlung teil, als Hohepriesterin des Wagner-Kults in Bayreuth. Ganz konsequent erweist sich dieser Aufgang nach oben als Sinnbild des Aufstiegs; daß die ehrgeizige Corrie Pringle (Anne Rieckhof) mit Hilfe Wagners da hinauf möchte, ist klar, umso heftiger wird dann ihr (ziemlich gefährlich und drastisch wirkender) Absturz die Treppen hinunter. Anfangs werden die Stufen noch bevölkert von Figuren der *commedia dell'arte*, später von Figuren der Weltliteratur und der Werke Wagners. Auch dies kann symbolisch gedeutet werden, denn das Eheleben der Wagners war eine Art Inszenierung mit komödiantischen und dramatischen Elementen. Alles war dabei auf Außenwirkung bedacht. Und diesen Mythos des

So sieht ein Frauenheld aus.

Chris Pichler (Cosima), Peter Bernhardt (Richard Wagner)



absolut Besonderen steuerte Cosima 1, die junge Frau Wagner, von Anfang an. Chris Pichler gab sie weiblich, freundlich distanziert, mit kühler Berechnung, mit dosiertem Einsatz von Gefühlen und Pathos; alle Hindernisse auf dem Weg zur „heiligen Familie“ negiert sie, schafft so durch ihr überhöhtes Kunstverständnis selbst ein Kunstwerk, eben das Haus Wahnfried, eine Benennung für Wohnort und Wagner-Dynastie, worin schon von vorneherein ein

Mißverhältnis steckt. Eigentlich hat Cosima ihren Mann Richard Wagner benutzt, um selbst zum Ruhm emporzusteigen. Er hat sie gerne gewähren lassen, denn das nutzte auch ihm. Die Zuschauer im Meininger Theater spendeten der Uraufführung lange Beifall, wenn auch viele beim Hinausgehen meinten, die zweieinhalb Stunden (mit Pause) seien nicht so sonderlich spannend gewesen. Schade, der Stoff hat's eigentlich in sich. ¶

Heimat ist wie ein guter Film

Das 2. Heimatfilm-Festival Mitte Januar im Nürnberger Filmhaus war mit rund 1300 Besuchern durchaus erfolgreich und hätte doch weit mehr Besucher verdient.

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Professionellen Heimatfreunden ist bisweilen in Erinnerung zu rufen: „Heimat kann auch weh tun.“ Die Publizistin Christiane Kohl hat mit dieser Feststellung bei dem Podiumsgespräch am 16. Januar 2013 im Anschluß an den Eröffnungsfilm des zweiten Heimatfilm-Festivals im Nürnberger Filmhaus zumindest den Leitgedanken der gesamten mehrtägigen Veranstaltung formuliert, zumal sie damit ausdrücklich nicht verharmlosend die „Schweizer Krankheit“ (Heimweh) meinte. Und sie besaß sogar das feine Gespür, es bei dieser Feststellung in Sachen Heimat bewenden zu lassen. Der Film „Leo und Claire“, allemal aber das wirkliche Schicksal des jüdischen Schuhfabrikanten Leo Katzenberger und seiner Familie, vermöchte schwerlich angemessen Gegenstand eines Heimatdiskurses sein. Schlimm genug, daß der bayerische Ausnahmeregisseur Joseph Vilsmaier daran seine Filmkünste auslebte. Christiane Kohl selbst, deren Buch „Der Jude und das Mädchen. Eine verbotene Freundschaft in Nazideutschland“ (Hamburg 1997) als Textgrundlage des Films diente, distanzierte sich vor dem Nürnberger Publikum zwar nicht unbedingt von dem gesamten Vilsmaier-Werk aber doch deutlich von den auf billigen Effekt angelegten Szenen.

„Fakten und Fiktion. Heimat und Geschichte im Film“ lautete diesmal die Aufgabenstellung des kleinen, feinen Festivals, das der Bezirk Mittelfranken gemeinsam mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege und dem

Filmhaus Nürnberg veranstaltete, und insofern mochte es legitim sein, den eigentlich über Strecken gelinde gesagt: ungenuten Vilsmaier-Film mit ins Programm zu nehmen, ließe sich daran doch tatsächlich – jenseits aller Heimatdebatten – diskutieren, ob es überhaupt statthaft ist (und wenn ja: wie) den Holocaust, die Judenvernichtung – auch und gerade an Einzelschicksalen – künstlerisch, fiktional zu bearbeiten. Mit dieser Frage wäre dann natürlich nicht nur der Film, der Regisseur, sondern auch die auf Dokufiktionen zur NS-Herrschaft offensichtlich schon spezialisierte Journalistin (siehe auch: „Das Zeugenhaus“ München 2005) zu konfrontieren, der man ebenso vorhalten könnte, daß sie in ihrem Medium sich zumindest ähnlicher stilistischer Steigerungen bedient wie Vilsmaier in dem seinen. Die Ästhetisierung der Judenvernichtung als nicht statthaft zu betrachten, mag als moralischer Rigorismus angesehen werden, läßt sich aber entlang des Filmes „Leo und Claire“ (Deutschland 2001) wohl ansatzweise verständlich machen.

Der Film erzählt die Geschichte des jüdischen Schuhfabrikanten Leo Katzenberger, der ein leerstehendes Fotoatelier an die angehende Fotografin Irene Scheffler vermietet. Obwohl verheiratet mag Leo Katzenberger etwas mehr als nur väterliche Gefühle zu der jungen, hübschen Frau entwickelt haben. Er hilft ihr, stundet ihr die Miete, gibt ihr Fotoaufträge, läßt sich selbst fotografieren, führt sie auch einmal aus, besucht sie ab und an, auch abends. Was nun selbst Leos Ehefrau Claire mißtrauisch macht, ist für die ohnehin von Neid und Minderwertigkeitsgefühlen – ganz so wie es Götz Aly („Warum die Deutschen? Warum die Juden? Frankfurt a.M. 2011) lehrt – zerfressenen Nachbarn ein unmoralisches Verhältnis, zumal die Fotografin (im Film) die üble Nachrede dadurch bebildert, daß



Szene aus „Leo und Claire“ Foto: Weissbach

sie bei offenen Vorhängen splitternackt in ihrer Wohnung tanzt und allen schmierigen Voyeurismus befriedigt. Leo Katzenberger wird in der ohnehin zunehmend judenfeindlichen politischen Situation von den Nachbarn, die zudem Mieter in seinen Häusern sind, denunziert, wird von den Nazis der „Rassenschande“ (sexuelle Beziehung zwischen Ariern und Juden) angeklagt, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Natürlich erfährt der Zuschauer mit aller Wucht die Geschichte durch den Film, der laut Christiane Kohl durchaus vorhandene Quellen getreu wiedergibt. Paradoxerweise aber sind es genau jene Mittel der Inszenierung, die die Geschichte zusätzlich emotional aufladen, „emotionalisieren“, die das Mitleiden befördern sollen, die freilich auch ausgesprochen zusammenphantastiert erscheinen, die dem Zuschauer erlauben, sich von dem Ungeheueren, dem Unerträglichen, dem Unmenschlichen, dem vor allem zu Wissenden und in politisches Denken und Handeln Umzusetzenden zu distanzieren. Nicht nur war der eigentliche Denunziant als Arbeiter in der Katzenbergischen Schuhfabrik ohnehin ein Dieb, der obendrein sogar seine Ehefrau ausgiebig vergewaltigte; wie dann natürlich auch der Polizist, der Irene Scheffler verhörte, vor allem ein ekelhafter, grapschender Triebtäter zu sein hatte. Andererseits prostituiert sich die Fotografin zumindest in ihrem Exhibitionismus; und hatte Leo Katzenberger nicht vielleicht doch ein sexuelles Verhältnis mit der Fotografin – der Film läßt dies so offen, als wäre es von Belang.

Vilsmaiers Film „Leo und Claire“ ist ein Ärgernis

All dies wird in der filmischen Umsetzung, die vor allem das Erotische und Sexuelle gehörig auskostet, zwangsläufig Wichtigkeit erlangen, obwohl es völlig unerheblich dafür ist, daß Leo Katzenberger ermordet, seine Frau, seine Verwandten, seine Freunde und Gemeindemitglieder deportiert und umgebracht wurden, es völlig unerheblich für das historische Geschehen ist. So gesehen kann und darf man dem Film von Joseph Vilsmaier weder die angedeuteten „filmischen Mittel“ noch seine historischen Ungenauigkeiten ja nicht einmal seine handwerklichen Unstimmigkeiten nachsehen, da all dies das historische Geschehen zu einer aus allgemeinmenschlichem Fehlverhalten heraus entstandenen Tragödie banalisiert.

Freilich auch Vilsmaier bedient sich, wie übrigens die meisten, der bei dem Festival gezeigten Filme, einer Metaebene. Der Film tut so, als erzählte Lilo,

die jüngste Tochter von Claire und Leo Katzenberger, die er tatsächlich 1936, im Film 1938, noch persönlich nach Jerusalem bringen – und damit retten – konnte, bei einem Besuch Nürnbergs ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende die Geschichte einer Journalistin. Nur „erzählt“ sie auch, was sie gar nicht wissen kann und hintertreibt damit ihre dramaturgische, die Geschichte zu beglaubigende Funktion. Kurzum: Der Film ist, sobald man etwas darüber nachdenkt, einfach ein Ärgernis, auf das man im Programm hätte verzichten können. Die eingangs erwähnte Erkenntnis („Heimat kann auch weh tun“) gewänne man auch anhand des Filmklassikers mit Spencer Tracy, (Burt Lancaster, Richard Widmark, Marlene Dietrich, Maximilian Schell, Montgomery Cliff u.a.) „Das Urteil von Nürnberg“ von Stanley Kramer (USA 1961) – in dem übrigens der Katzenberger-Fall, wenn auch unter dem Namen „Feldenstein“, ein wichtiger Anklagepunkt ist und die Fotografin als Zeugin aussagt, und der gerade, weil Auschwitz nicht aus dem Heimatdiskurs verdrängt werden sollte, auf einem thematisch so ausgerichteten Festival ein wichtiges Regulativ ist. Es waren einige weitere Festivalbeiträge, wie „Kaspar Hauser“ (Deutschland 1992/93) oder der, den Bauernkrieg thematisierende Film „Der Tod des weißen Pferdes“ (Deutschland 1984/85), allesamt ausgesprochen sehenswerte Filme, die verdeutlichen daß Brutales, Barbarisches wohl immer schon Teil von Heimat waren und sind.

Gleichwohl mit den Erkenntnissen sollte es angesichts des hohen Anspruchs des Festivals so seine Schwierigkeiten haben. „Fakten und Fiktion. Heimat und Geschichte im Film“ sollten vom Kinossessel aus untersucht werden. Wie aber, wenn wie bei „Leo und Claire“ oder „Das Urteil von Nürnberg“ Heimat einfach nicht das vorrangige Thema sein kann, wobei nicht zu übersehen ist, daß in letzterem, eigentlich gänzlich auf einer Metaebene spielend, Heimat (bis hin zum Frankenwein „Schwalbenwinkel“) sogar zur Sprache kommt; wenn wie in dem Film „Das unsterbliche Herz“ von Veit Harlan (Deutschland 1938/39), in dem die Erfindung der Taschenuhr durch den Nürnberger Kunstschlosser Peter Henlein heroisch verklärt wird, Heimat, das Nürnberg vor dem 2. Weltkrieg, nur Kulisse ist, oder wenn, wie in dem, ganz nebenbei gesagt, wunderbaren Film mit Walter Sedlmayr „Theodor Hierneis oder: Wie man ehem. Hofkoch wird“ von Hans Jürgen Syberberg (Deutschland 1972), es vor allem um die Arbeit am Mythos des bayerischen Märchenkönigs Ludwig II. geht und etwaige Fakten einfach nicht sinnvoll als Beurteilungskriterium gelten können?

Das maßgeblich von Andrea Kluxen (Mittelfrankens Bezirksheimatpflegerin), Wolfgang Pleidl (Bayrischer Landesverein für Heimatpflege) und Christiane Schleindl (Filmhaus Nürnberg) zusammengestellte Festivalprogramm hatte ob seines hohen, genaugenommen schon wissenschaftlichen und womöglich so manchen abschreckenden Anspruchs genau da seine Schwierigkeiten, wo vom Zuschauer, der nicht nur einen guten Film sehen wollte, dezidierte Begriffe von Heimat und Geschichte abverlangt wurden. Wie sollte sich anders beurteilen lassen, ob eine Fiktion den Fakten gerecht wird, ob, wie und was sie zu einem wie immer gearteten Heimatverständnis beiträgt, wenn man nicht von vorneherein davon ausgeht, daß für den „Populärmythos“ (Bernd Hüppauf) Heimat Fakten ohnehin der Phantasie und den individuellen Sehnsüchten untergeordnet werden. Dann müßte man solche objektivierenden Meßlaten vielleicht gar nicht unbedingt anlegen, selbst bei jener Handvoll Filmen nicht, die anders als die oben angeführten, auf Heimat hin konkret befragt werden konnten. Es verdankte sich dies im wesentlichen den bereits angedeuteten Metaebenen: Wo es z.B. einen (stimmigen) Erzähler gibt, aus dessen Sicht ein aus wahren oder erwünschten Begebenheiten erinnertes Film entfaltet wird, handelt es sich eben um dessen subjektive Sicht (bzw. die des Regisseurs) auf das Geschehen, die natürlich auch jenseits historischer Fakten ihre Berechtigung hat bzw. haben kann.

Schwäbischer Sklavenmarkt

1908 sorgte der Artikel eines Kaspar Reiter in einer amerikanischen Zeitschrift in Deutschland für Aufsehen, der das berühmte „Schwabengehen“ tiroler Bauernkinder zum mit einem Sklavenmarkt verglichenen Kindermarkt in verschiedenen Städten Oberschwabens anprangerte. Es dauerte freilich noch bis 1940, bis diese Form der Kinderarbeit endgültig abgeschafft war. Seit dem 16., vor allem aber im 19. Jahrhundert, haben alljährlich Anfang März einige Tausend Kinder zwischen fünf und 14 Jahren aus tiroler und schweizer Bauerndörfern den beschwerlichen und gefährlichen, mitunter Hunderte Kilometer (z.B. aus dem Vintschgau) weiten Weg über die



Szene aus dem großartigen Film „Schwabenkinder“ - rechts: Tobias Moretti

meist noch ganz vom Winter beherrschten Berge an den Bodensee ins Schwabenland angetreten, um sich für die Monate bis Martini für einige Gulden auf dem Kindermarkt etwa in Ravensburg als Hütejungen, Mägde oder als Knechte zu verkaufen. Der vielfach ausgezeichnete (u.a. Grimme-Preis, Deutschen Fernsehpreis) Theaterwissenschaftler und Regisseur zahlreicher Dokumentar- (vor allem für den Bayrischen Rundfunk) und Spielfilme, Jo Baier, nahm sich in seinem Film „Schwabenkinder“ (Deutschland/Österreich 2002) dieses Themas an und verflocht Fakten und Fiktion auf der, wie er beim Filmgespräch betonte, Grundlage des gleichnamigen Romans von Elmar Bereuter (München 2002), sorgfältiger eigener Recherche, Quellenstudien und Gespräche mit letzten Zeitzeugen, zu einem offensichtlich höchst durchdachten, anspruchsvollen und ebenso anrührenden „Heimatfilm“.

Nach zwanzig Jahren besucht der totgeglaubte, inzwischen 30 Jahre alte Kaspar (es könnte sich wohl um den Autor des oben erwähnten Artikels handeln) erstmals wieder sein Heimatdorf in den Tiroler Alpen und erzählt seinem auf dem Sterbebett liegenden Vater (Vadim Glowna), wie es ihm damals ergangen ist, als er als zehnjähriger Junge mit einer Gruppe weiterer Kinder aus dem Dorf zu den Schwaben geschickt worden war. Beiden, Vater und Sohn, war damals das Herz gebrochen, da aber kurz vorher die Mutter bei einem Lawinenabgang ums Leben gekommen war, die mit ihren Näharbeiten mit für den

Bernhard Minetti als protestantischer Fundamentalist.



Lebensunterhalt der Familie gesorgt hatte, gab es keine andere Möglichkeit. Kaspar mußte als Schwabenkind Geld verdienen. Kaspar (Hary Prinz) erzählt nun, wie er, im Glauben, daß ihn der Vater nicht mehr lieb habe, seinen Abschied aus dem Dorf erlebte, wie er mit den anderen Kindern von einem jungen Geistlichen (Tobias Moretti) geführt, tagelang über die verschneiten Berge stapfte, erzählt von der Erkrankung und dem Tod eines Mädchens, und auch, daß er sich mit der etwas älteren Magdalena anfreundete und die Gruppe schließlich in einer kleinen Stadt am Bodensee ankam. Hier trennten sich die Wege der Kinder: Die kleine, siebenjährige Elisabeth kommt bei einer Frau unter, die keine Arbeitskraft, sondern ein Kind zum Verhätscheln sucht, Magdalena findet bei einer Kaufmannsfamilie Anstellung, Kaspar (Thomas Unterkircher) wird von dem Bauer Steinhauser gekauft, der sich allerdings schnell als brutaler Tyrann erweist. Nicht nur für Kaspar, auch für die anderen Knechte ist das Leben auf dem Hof eine Qual. Bei einer Fahrt in die Stadt hat Kaspar schließlich Gelegenheit, Magdalena zu besuchen, und da sie, von ihrem Herrn geschwängert, auch „verschwinden“ muß, beschließen Kaspar und Magdalena nach Amerika zu fliehen. Kurz bevor sein Vater, der es nie verwunden hatte, seinen kleinen Sohn weggeschickt zu haben, stirbt, kann Kaspar, inzwischen als Journalist zu etwas Wohlstand gekommen, ihm nun noch eine Fotografie zeigen, auf der er mit seiner Magdalena zu sehen ist: schick gekleidet, am Ufer des Michigan-Sees, im Hintergrund die Skyline von Chicago. Kaspars Geschichte ist natürlich nicht wahr, nicht authentisch im Sinne von „so geschehen“. Sie ist aber wahrhaftig im Sinne von: sie hätte so geschehen

sein können; sie ist wahrhaftig, insofern Jo Baier, so weit sich dies übersehen läßt, nichts in seinen Film konstruierte, was nicht anhand von Quellen und historischen Forschungen belegt werden könnte. Es geht schließlich nicht um „seine Heimat“, sondern um die nachempfundene Heimat von anderen. Hier sind Fakten gefragt. Sei es die bittere Armut der Bevölkerung vor allem auch in den Alpenregionen (Bronislaw Geremek: „Geschichte der Armut“ München 1988), also gerade jenen Landstrichen und Orten, die in den auch heute noch wirksamen Heimatverklärungen bevorzugt werden. Tatsächlich waren gerade in diesen - wenn auch oft von Dorf zu Dorf unterschiedlich - Regionen zwischen zehn und 50 Prozent der Menschen über Jahrhunderte von Armut und Not ganz besonders betroffen, so daß jede nur erdenkliche Einnahmequelle genutzt wurde. „Schwabenkinder“ deutet ferner die zwielichtige Rolle der (kath.) Kirche an. Es gibt den bereits korrumpierten Dorfpfarrer, und es gibt den von seiner Christenpflicht beseelten, jungen Geistlichen, der die Kinder durch die Berge führt. Eine ganz ähnliche Konstellation gibt es auch in dem Film „Der Tod des weissen Pferdes“, in dem sich ein Mönch auf die Seite der von Adel und Klerus betrogenen Bauern stellt; und selbst in Veit Harlans Film „Das unsterbliche Herz“ spielen, man kann wohl sagen: aus propagandistischen Gründen, Geistliche eine zweifelhafte Rolle, wobei hier die Lutheraner als dem völkisch-nationalen Gedankengut näherstehend vorgeführt werden. In dem Film wird sogar Martin Luther (Bernhard Minetti) gezeigt, wie er seine Thesen in Wittenberg an der Kirchentür anbringt und mit einer derartigen Fratze des Fanatikers zu den Menschen spricht, daß diese Szene aus der Fernsehübertragung vor einigen Jahren herausgeschnitten wurde.

Gemeinde und Heimat

Aus all dem läßt sich freilich höchstens ahnen, wie Kirche, Religion auch und gerade den Heimatbegriff bestimmt haben, abgesehen davon, daß selbst heute noch von der himmlischen Heimat (siehe: Kardinal Friedrich Wetter in „Heimat heute“ / Rosenheim 1989) die Rede ist. Heimat ist tatsächlich ein urbiblisches Thema, bezeichnet zunächst das Paradies, meint eine „jenseitige Geborgenheit“. Erst im Neuen Testament gibt es neben der himmlischen, eine irdische Heimat, „die einen bestimmten Raum [was hier bezweifelt wird / wdw] und eine menschliche Gemeinschaft umfaßt und zudem den christlich-mitmenschlichen Umgang

miteinander fordert, wodurch das Gefühl von Zugehörigkeit und Geborgenheit entstehen kann“ (Andrea Bastian: „Der Heimat-Begriff“ Tübingen 1995). Offensichtlich gibt es aber Anhaltspunkte (z.B. Volkslieder), daß der Heimatbegriff bis ins 19. Jh. im alltäglichen Sprachgebrauch gar nicht so oft verwendet wurde (Hermann Bausinger: „Volkskultur in der technischen Welt“, Frankfurt a.M. / New York 2005), und bis ins 17. Jh. Heimat auch als gesellschaftspolitische Institution keine überragende Bedeutung besaß. Entscheidend scheinen im gesamten Mittelalter und der frühen Neuzeit vor allem die im antiken Rom entstandenen christlichen Gemeinden gewesen zu sein. Und damit war nicht die angebliche anthropologische Konstanz des Ortes (Territorialität), sondern die menschliche Gemeinschaft, die gegenseitige, soziale Verantwortung entscheidend (Richard Sennett: „Fleisch und Stein“, Ffm. 1997). Nach dem 30jährigen Krieg, als Seuchen, Hungersnöte, veränderte Produktionsbedingungen in Landwirtschaft und Handwerk und das Bevölkerungswachstum mehr und mehr die aus dem Glauben heraus zur Nächstenliebe verpflichteten Gemeinden überforderten, wurde der ja bereits religiös überhöhte Rechtsbegriff der Heimat, der da noch Haus und Hof bedeutete, wirksam. Heimat wurde zum sozialen Kriterium: Wer innerhalb eines bestimmten Territoriums Haus und Hof hatte, hatte im Falle einer Notlage Anrecht auf die Hilfe der Gemeinschaft. Damit konnte man sich der herumziehenden Hungerleider erwehren, was allerdings nicht überall – wie Bronislaw Geremek ausführt – mit gleicher Konsequenz praktiziert wurde. Oft rangen vor allem in größeren Städten kirchliche und weltliche Herren darum, Hospize zu betreiben oder (von den Reichen eingesammelte) Almosen zu verteilen.

Von Wickelkindern und Heimat-Western

Auf dem Land hingegen wurden Landstreicher und selbst die freiwillig Armen (Bettelorden) vertrieben, in ihre „Heimat“ zurückgeschickt. Der Heimatbegriff hatte die eindeutige Funktion der Ausgrenzung und Abgrenzung übernommen und diesen Bedeutungsaspekt hat er offensichtlich bis in unsere Tage nicht völlig abgelegt, selbst da, wo von Heimat nur in verklärten, verträumten, gefühlstriefenden, sentimental Worten die Rede ist. Es ist klar, daß fast immer, wo sich um eine Klärung des Begriffes bemüht wird, die Etymologie herangezogen wird. Es wird auf die

juristische Bedeutung verwiesen, und es wird die von den Romantikern vorgenommene quasireligiöse Überhöhung von Heimat herausgestellt, nur wie es zu dieser Bedeutungsanlagerung kam, bleibt im Dunklen, wird bestenfalls mit der Ablehnung von Verstädterung, Industrialisierung und Rationalität erklärt (Olaf Kühne, Annette Spellerberg: „Heimat in Zeiten erhöhter Flexibilitätsanforderungen“, Wiesbaden 2010). Tatsächlich ändern sich im Zuge der Aufklärung eine Vielzahl von Begriffen in ihrer Bedeutung. In einem komplizierten Prozeß der Verflechtung von Sozialgeschichte und Begriffsgeschichte werden offensichtlich dadurch neue Formen des Zusammenlebens möglich. Bis in das 18. Jh. wurde z.B. die Ehe rein theologisch gedeutet, ihr Zweck war die Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechts und da dazu bestimmte (z.B. wirtschaftliche) Voraussetzungen erforderlich waren, konnten viele Menschen legal, also mit dem Segen der Kirche, gar keine Ehe eingehen („Über die Ehe. Von der Sachehe zur Liebeheirat“ Ausstellungskatalog der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt 1993). Das ändert sich mit der Aufklärung, mit größeren Freiheiten für das Individuum, auch mit der zwar theologisch weiterhin verbotenen, rechtlich aber ermöglichten Scheidung (Preußisches Landrecht), bis es im 19. Jhr. einen völlig neuen Ehebegriff, die Liebesheirat, gibt (siehe: Reinhart Koselleck „Begriffsgeschichten“, Ffm. 2006). Auch der Begriff der Kindheit ändert sich. Hatte man noch im 18. Jh. Kinder – sofern man es sich leisten konnte – nach der Geburt Säugammen übergeben, die sie z.B. auch (besonders lange in Deutschland) so in Bänder einwickelten (Wickelkinder), daß sie sich praktisch überhaupt nicht bewegen konnten, und sobald sie etwas größer waren – die sehr hohe Kindersterblichkeit wurde relativ gelassen hingenommen (Philippe Ariès: „Geschichte der Kindheit“, München 1978) – sprechen und laufen konnten, als kleine Erwachsene angesehen und entsprechend behandelt, d.h. es wurde ihnen keine besondere Erziehung zuteil, sie mußten nur gehorchen. Das änderte sich im wesentlichen durch Rousseaus „Emile“. Zumindest in bürgerlichen Kreisen wurde Erziehung nun ernst genommen, allerdings oft mit sehr abstrusen Konzepten.

Der Film „Schwabenkinder“ ist diesbezüglich ebenfalls sehr genau, indem er die zur gleichen Zeit auf relativ engen Raum wirksamen unterschiedlichen Begriffe von Kindheit aufzeigt. Kindheit ist für den Heimatbegriff von zentraler Bedeutung. Das wird von niemandem bestritten und natürlich von

Fritz Karl als „Girgl Jennerwein“



einschlägigen Filmen stets aufgegriffen. Selbst wenn es nur darum zu tun ist in spannenden Heimat-Western wie dem wunderbaren Film „Jennerwein“ (Deutschland/Österreich 2002/2003) von Hans-Günther Bücking mit einer Starbesetzung von Fritz Karl, Christoph Waltz, August Schmolzer und Monika Baumgartner den Mythos des guten Wilderers zu pflegen. Wenn überhaupt, entsteht Heimat in der Kindheit, wird aktiv erlernt, wird vielleicht als ein zunächst eher diffuses Raster verinnerlicht, in dem die verschiedensten Erlebnisse, Bilder, Empfindungen, Gefühle aufbewahrt werden. Wie das funktioniert, das konnte man schon beim ersten Heimatfilm-Festival 2011 in Rosenmüllers Meisterwerk „Wer früher stirbt ist länger tot“ beobachten; diesmal, beim 2. Heimatfilm-Festival, übernahm der seinerseits bereits mit zahlreichen Preisen geehrte Kinderfilm „Der Schatz der Weißen Falken“ (Deutschland 2004/2005) des Würzburger Christian Zübert diese Aufklärungsfunktion. Ein Vater (Wotan Wilke Möhring) fährt mit seiner naseweisen kleinen Tochter an einem Wintertag in der Fränkischen Schweiz zu einem Friedhof, und weil die Tochter ihn bedrängt, erzählt er ihr, warum er den Friedhof besuchen will. Es wird eine lange Geschichte, die ins Jahr 1981 zurückführt, als ihm, Jan, seine Eltern kurz vor den Sommerferien eröffnen, daß die Familie von Heroldsbach ins ferne Düsseldorf ziehen wird. Es bleiben noch drei Wochen, in denen Jan mit seinen Freunden Stevie und Bastie wenigstens noch die alte, fest verschlossene Kattlervilla erforschen will, was allerdings die von der burschikosen Marie, die Jan sogar ein blutiges Auge verpaßt, angeführte Bande aus dem Altort verhindern möchte. Trotzdem, Jan und seine Freunde schaffen es, in die Villa zu kommen und finden dort eine geheimnisvolle Schatzkarte. Jetzt gilt es, die Karte, die von einer Bande, den Weißen Falken, aus den 70er Jahren

stammt, zu entziffern und den Schatz zu suchen. Von Marie und ihren Jungs verfolgt, machen sich die drei auf den Weg zu der Burgruine, bei der die Schatzhöhle sein muß. Nach diversen Verwicklungen finden sich Jan, Stevie, Bastie und Marie gemeinsam in einer Höhle ein vor der verwesenen Leiche eines Jungen, der zu den weißen Falken gehört hatte. Jan hatte, ohne es seinen Freunden mitzuteilen, vorher über die Falken Erkundigungen angestellt und weiß, um wen es sich bei der Leiche handelt. Peter Laux, war damals alleine in Heroldsbach zurückgeblieben, weil alle seine Freunde weggezogen waren, und hatte sich allein auf Schatzsuche begeben. Wie Jan und seine Mitstreiter, einschließlich Marie, war auch er in die Höhle gefallen und hatte keinen Ausgang mehr gefunden. Jan überzeugt die anderen davon, daß die einzige Möglichkeit in einem Sprung in ein dunkles Wasserloch besteht in der Hoffnung, im Wasser einen Ausgang zu finden.

Nicht jeder Film hat ein Happy End

Einige Tage später verabschiedet sich Jan von seinen Freunden. Bei der Fahrt durch den Ort steht schließlich auch Marie am Straßenrand. Sie und Jan sind sich bei ihren zunächst feindlichen Rangeleien ganz vorsichtig näher gekommen. Zum Abschied schenkt ihr Jan das Amulett mit dem Weißen Falken, daß er neben der Leiche in der Höhle gefunden hat. Jetzt am Grab des Jungen, kann Jan seiner Tochter erzählen, daß ihn Marie damals den „mutigsten Jungen“ genannt hat. Jan schiebt etwas den Schnee auf dem Grab zur Seite und findet das Amulett, das offensichtlich noch nicht sehr lange hier liegt. Der Film handelt davon, wie die drei Freunde und Marie allmählich ihre Heimat erobern, bis hin zur ersten Liebe. Er führt vor, wie sich Heimat als Inszenierung von Erinnerungen ergibt. Man würde ihn freilich mit Theorie überfrachten, wollte man daran auch aufzeigen, daß das, was den Kindern als ihre Leistung, ihre Konstruktion von Welt erschien, in der Erinnerung zwar gefühlsmäßig auch weiterhin eine solche ist, nur gedanklich, wissentlich als etwas ihnen eher passiv Geschehenes, Erlebtes erscheint. Sobald man etwas gelernt hat, weiß man nicht mehr, wie es war, bevor man es gelernt hatte, vor allem nicht, wie man sich aktiv darum bemühte. So ähnlich. Vermutlich darf man behaupten, daß Heimat nichts wesentlich anderes ist, als ein in Gedanken erzählter, inszenierter guter „Film“, in dem man selbst die Hauptrolle spielt. Und natürlich hat nicht jeder Film ein Happy End. ¶

Die meisten im Text erwähnten Filme sind auf DVD erhältlich!

Lichtblick

Ist es Kunst oder Mitleid? Man weiß ja nicht so genau, warum der Postreiter, auf dem Paradeplatz mit einer Wollmütze verschönert wurde. Es soll ja Leute geben, die die Stadt bestricken, sprich Baumstämme und Parkbänke, Straßenpoller, Fahrradständer und Ampelmasten, manchmal sogar Straßenbahnen oder Panzer, die herumstehen und stören. Urban Knitting oder Guerilla Knitting nennt man das, und der Trend kommt - richtig - aus Amerika. Man, oder besser gesagt, frau, denn es dürfte sich mehrheitlich um Frauen handeln, also, die Aktivistinnen wollen mit buntem Strick nicht nur die Stadt verschönern, bunter, lebenswerter, menschlicher machen, sondern auch allen Bürgerinnen und Bürgern die öffentlichen Plätze als Lebensraum „zurückerobern“. Vielleicht war es Mitleid mit dem frierenden Briefträger anstatt subversives Gedankengut, Mitleid mit allen Briefzustellern, wie sie heutzutage heißen, weil sie allzeit wettertauglich sein müssen. Oder aber irgendjemand konnte die Steinfigur von Fried Heuler einfach nicht mehr sehen. Also doch Guerilla Knitting! Was die Farbe betrifft, steht die Würzburger Variante auf Einheitsgrau. Eher Tarnkappe als Lebenslust.

Foto und Text: [sum]



Entscheidende Fragen

Julia Schramm las in Würzburg aus „Klick mich – Bekenntnisse einer Internet-Exhibitionistin“

Text/Foto: Frank Kupke

Julia Schramm hat es sich – soweit es eben geht – in dem Korbsessel bequem gemacht. Angetan mit einem weiten Rollkragenkleid und einer Lederjacke inspiziert das 27jährige Mitglied der Piratenpartei die gelben selbstklebenden Lesezeichen, mit denen sie die Stellen markiert hat, die sie an diesem Abend in der Grombühler Buchhandlung erLesen vortragen will. Für die Art der Vermarktung ihrer Erstveröffentlichung in Buchform, die den Titel „Klick mich – Bekenntnisse einer Internet-Exhibitionistin“ trägt, hat sie in den vergangenen Tagen einiges an Kritik einstecken müssen. Ihr Verlag Knaus hat nämlich, offenbar mit ihrer Billigung, illegale Downloads des Buches aus dem Internet entfernen lassen – und das, obwohl sie sich früher für einen freieren Umgang mit geistigem Eigentum eingesetzt hat. Der Vorwurf der Doppelmoral und Heuchelei kam nicht nur von der Springer-Press, sondern auch von ihren eigenen Leuten aus der Piratenpartei und solchen, die der Partei zumindest nahestehen. (Eine Woche nach ihrer Lesung in Würzburg wird sie – zusammen mit Matthias Schrade – ihren Rücktritt aus dem Bundesvorstand der Piratenpartei erklären. Allerdings nicht wegen der Kritik an der Vermarktung ihres Buches, sondern wegen der Konflikte im Bundesvorstand mit dem politischen Geschäftsführer Johannes Ponader. Mitglied der Piratenpartei ist sie nach wie vor. Im Internet spielt sie allerdings immer wieder offen mit dem Gedanken an einen Parteiaustritt.

Bei der Lesung in Würzburg scheint die Welt noch einigermaßen in Ordnung. Aber Julia Schramm wirkt nervös, als sie beginnt. Sie liest schnell, verschluckt mitunter eine Silbe. Nach 20 Minuten hat sie sich anscheinend gefangen. Vor zwei Dutzend Zuhörern liest sie einige Passagen, die sich sehr pointiert mit diversen Facetten ihres Kernthemas

Internet beschäftigen. Es geht um Internet-Kultur, politisches Engagement, Feminismus und vieles mehr. Es sind nicht immer die stärksten Partien ihres Buches, das einerseits in jenem leicht lesbaren Pop-Literaten-Stil geschrieben ist, dessen Plauderton seit Charlotte Roche und Helene Hegemann in der breiten Bevölkerung bekannt ist. Andererseits finden sich in „Klick mich“ nicht wenige Zeilen, die von einem eigentümlich pathetischen Tonfall geprägt sind.

Ihr 207-Seiten-Buch ist ohne größere Anstrengungen an einem Abend durchzulesen. Und selbst wenn diese Mischung aus Autobiographie, Fiktion und Online-Sachbuch freilich alles andere als ein literarisches Meisterwerk ist, dürfte es nur wenige Veröffentlichungen geben, die die Befindlichkeit unserer Zeit so präzise widerspiegeln wie dieses Werk. Und zwar auch und gerade mit Blick auf den kulturellen Bereich.

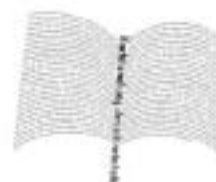
Hier ist der Knackpunkt die Unterscheidung zwischen geistigem Eigentum und Urheberrecht. Dazu schreibt sie in ihrem Buch: „Ich lehne den Begriff des geistigen Eigentums ab, er ist ein Kampfbegriff, der die Debatte vergiftet. Die emanzipatorische Idee dahinter ist längst vergessen, ja sogar karikiert worden. Denn der Begriff wird mißbraucht, um emanzipatorische Bewegungen im Netz zu unterdrücken. Und ich wehre mich dagegen, daß unter dem Vorwand, Urheberrecht und geistiges Eigentum schützen zu wollen, die Freiheit des Internets zerstört wird. Stattdessen will ich darüber sprechen, welche Funktion Kunst und Künstler in unserer Gesellschaft haben und damit wieder eine allgemeine Wertschätzung für das Werk und seinen assoziierten Künstler schaffen. Ein Imperativ wäre für mich: Nutze Kunst und Kultur so, wie du möchtest, dass mit deiner Kunst und Kultur umgegangen wird. (Und übrigens: Wer geistiges Eigentum hinterfragt, sollte vielleicht auch Eigentum hinterfragen. Unabhängig vom Geist.)“

Die Crux ist hier natürlich die Frage, inwiefern die Begriffe „geistiges Eigentum“ und „Urheberrecht“ zusammenhängen – oder eben doch nicht. Nachdem die konservativen Print-Medien, denen aus Profitgründen die, vereinfacht gesprochen, eher laxen Ansichten der Piratenpartei zu geistigem Eigentum und Urheberrecht eh ein Dorn im Auge sind, die Vermarktung von „Klick mich“ für nicht sonderlich übereinstimmend mit jenen Piratenpartei-Ansichten befanden, führt die Autorin einen Zweifrontenkrieg (gegen parteiinterne und außenstehende Gegner), den sie nur verlieren kann. Der Kampf mit der Bild-Zeitung wird juristisch

Lass' den Klick in Deiner Stadt!*



☀ Bücher ☀ Hörbücher ☀ ebooks ☀ DVDs



Akademische Buchhandlung

KNOTD

Buchladen

Neuer Weg

Schöningh
Buchhandlungen

www.dreizehn-einhalb.de | www.knodt.de | www.neuer-weg.com | www.schoeningh-buch.de

* Online und vor Ort: Die Buy-Local-Initiative unabhängiger inhabergeführter Buchhandlungen in Würzburg

Julia Schramm



ausgetragen. Es geht um falsche Zitate und dergleichen Dreibastigkeiten.

„Ja“, sagt sie im Pausengespräch ihrer Würzburger Lesung draußen vor dem Schaufenster der Buchhandlung erLesen, während die Straßenbahn Linie 1 die Matterstockstraße entlangrumpelt „ein wenig krampfhaft ist die Situation schon.“ Sie habe sich nie gegen den Begriff des Urheberrechts gewandt, wohl aber gegen den des geistigen Eigentums.

Indes, hier sind so manche Unklarheiten unübersehbar. Etwa die: ob und, wenn ja, was denn geistiges Eigentum und Urheberrecht verbindet oder wo hier eigentlich eine Trennlinie verlaufen könnte. Für die Beantwortung derartiger Fragen wäre schon ein wenig mehr als eine upgedatete hegelsche Dialektik oder eine profanierte jesuitische Kasuistik nötig. Doch solange es nicht einmal diese in schlagkräftiger Form gibt, werden diese Dinge ohnehin von den heutzutage maßgeblichen Instanzen entschieden, nämlich den blinden Triebkräften der Ökonomie.

Allerdings sind auf die Kompliziertheit der Gemengelage nicht alle Ungereimtheiten des Buches zurückzuführen. Die Autorin widerspricht sich oft selbst. Mitunter innerhalb weniger Zeilen. So legt sie ihrem literarischen Ich in den Mund: „Klar würde ich mir wünschen, daß sich alle Menschen der Kapitalismuskritik hingeben, aber verlangen kann ich das nicht. Und will ich auch nicht.“

Also was nun? „Manchmal wird der Leser denken, daß ich mir widerspreche. Und genau das tue ich, denn Denken bedeutet widersprechen, sich nicht einig sein. So wird mich der Leser in größter Disharmonie mit mir selber erleben. Aber das ist wichtig, denn harmonische Systeme sind dumm.“ Das ist durchaus

gut formuliert. Aber Schramm, die mehrmals auf Kant, Hegel und Adorno verweist, dürfte wissen, daß Dialektik nicht heißt, die antithetischen Sätze einfach mal so in den Raum zu stellen und sich mit dem Paradox als Schein-Synthese zu begnügen (so mißverstand Kierkegaard seinen Hegel), sondern daß Dialektik heißt, die Gegensatzpaare gedanklich solange voranzutreiben, bis diese selber zu etwas anderem oder zu einem Dritten werden. Daß Schramm eventuelle Konsequenzen scheut, dürfte nicht an der Unlust zur gedanklichen Anstrengung, als vielmehr an fehlendem Mut vor der eigenen Courage liegen.

Aber auch wenn ihre Antworten nicht immer befriedigen – was freilich auch daher rührt, daß in der Tat online einfach sehr viel im Fluß ist –, stellt sie genau die richtigen Fragen, die Anlässe zu den entscheidenden Debatten geben können: „Jeder Mensch hat heute die Möglichkeit, von einer globalen Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, mit seinen Gedanken, Bildern, Emotionen den Diskurs zu beeinflussen, zu bereichern und zu verändern. Jeder ist potentiell Autor, Musiker, Fotograf oder alles gleichzeitig. Ist er deswegen auch Künstler? Und gebührt ihm dafür, daß sein „Werk“ digital zugänglich ist, bereits eine finanzielle Gegenleistung? Bedingt das Digitale eine Entwertung oder eine Aufwertung oder beides, richtet sich dies nach der Nachfrage?“

Nun, in Würzburg sieht sich die Autorin bei der sich an den Vortrag anschließenden Diskussion mit den Zuhörern weniger grundsätzlichen Kritikern ihres Buches gegenüber als vielmehr Bedenkenträgern gegenüber dem Internet so ganz im allgemeinen.

Da läuft sie zur Höchstform auf. Vor dem geistigen Auge der Besucher malt sie ihre Vision vom Internet als einem virtuellen Bereich, in dem alle überall auf der Welt prinzipiell Zugang zu Information, Wissen, Kultur und Kommunikation haben könnten, wenn dieses Areal derzeit nicht gerade in zunehmendem Maße von mächtigen Wirtschaftsinteressen und staatlicher Repression bedroht würde. Sie betont, daß das Internet „nicht elitär“ sei, daß es globale Teilhabe für alle bedeute. Und so konstatiert sie: „Das Internet ist herrschaftskritisch.“

Sie erntet lebhaften Beifall – auch von jenen, die ihren Ausführungen zu den enormen Chancen des Online-Lebens eher skeptisch gegenüberstehen. Denn trotz aller Widersprüche in den Aussagen der Autorin und trotz aller Brüche in ihrem Buch scheinen die Zuhörer gespürt zu haben, daß hier eine Schriftstellerin, Aktivistin und Politikerin zu Gast gewesen ist, die vor allem eines ist: authentisch. ¶

www.gut-fuer-mainfranken.de

Wann ist ein Geldinstitut gut für Mainfranken?

Wenn sein Engagement für die Kultur so vielfältig ist, wie die Region selbst.

Die Sparkasse Mainfranken Würzburg fördert Kunst und Kultur in unserer Region – und macht sie für viele Menschen zugänglich. Kunst und Kultur setzen schöpferische Kräfte frei, öffnen Geist und Sinne für Überliefertes und Ungewöhnliches. Das ist gut für den Einzelnen und gut für die Gesellschaft. www.gut-fuer-mainfranken.de

Gut für Mainfranken

Sparkasse Mainfranken Würzburg

Am Sonntag, 10.03.2013, 11 Uhr, eröffnet der Verein für zeitgenössische Kunst **flammabis** seine diesjährigen **Gesprächskonzerte in der BBK-Galerie** im Kulturspeicher mit dem *ava* saxophonquartett. Im Persischen bedeutet *ava* Klang, Melodie und Geräusch, alles Begrifflichkeiten, die sich wie ein Leitfaden durch das Repertoire des weiblichen Saxophonquartetts ziehen. Die einzelnen Mitglieder sind die Musikerinnen Christine Heim, Yvonne Rothwächter, Carolin Klug und Sabine Leinfelder; sie widmen sich der klassischen Quartettliteratur und zeitgenössischen Komponisten. Auf dem Programm stehen Werke von Stephan Adam, Philipp Glass, Rudolf Hild, Hubert Hoche, Christian FP Kram und Elke Tober-Vogt. Der Eintritt ist frei. [sum]

Info: www.flammabis.de

Am 17.02.13 um 19.30 Uhr findet das achte Konzert des **Bach Kantaten Club Würzburg in der Franziskanerkirche** statt. Es werden die Kantaten „Ich hab in Gottes Herz und Sinn“ (BWV 92) und „Ich bin vergnügt in meinem Glücke“ (BWV 84) von Johann Sebastian Bach erklingen. Solisten sind Anna Feith (Sopran), Yoshie Kanesu (Sopran), Mirjam Striegel (Alt), Joannis Kalyvas (Tenor), Elias Wolf (Bass) und Tohru Iguchi (Bass). Die Leitung des Chores und des Orchesters des Bach Kantaten Club Würzburg unterliegt Wilhlem Schmidts und Gerhard Polifka. Der Bach Kantaten Club Würzburg ist ein eingetragener Verein. Das erste Konzert fand 2010 im Advent statt. Die Motivation der jungen Musiker ist getragen von der Liebe zu dem Kantatenwerk von Johann Sebastian Bach und der Freude am gemeinsamen Musizieren. Außerdem haben Nachwuchskünstlern in diesem Rahmen die Möglichkeit, Erfahrung in Bezug auf Aufführungspraxis und Organisation zu sammeln. [sum]

Der Eintritt ist frei. Info: www.bachkantatenclub.tk

In der **Kunsthalle der Stadt Schweinfurt** zeigt das Haus der Bayerischen Geschichte die Bayerische Landesausstellung 2013 unter dem Motto „**Main und Meer**“. Sie findet vom 9. Mai bis 13. Oktober 2013 statt und wird Tausende Besucher aus nah und fern anlocken.

Die Ausstellung bietet „Kreuzfahrten“ durch die wechselhafte Geschichte eines 530 Kilometer langen, bayerisch-fränkischen Gewässers, das sogar an die Weltmeere angeschlossen ist. Erzählt wird vom Main, vom Wasser und von den

verschlungenen Wegen zu den Ozeanen. Der Main ist Geheimnisträger und Winzer, Lebensspender und Unheilsbringer, Schiffsführer und Arbeitgeber, Seefahrer und Kunstschaffender. Infos unter: www.hdbg.de/main

Die Stadt Schweinfurt hat die Bayerische Landesausstellung 2013 zum Anlaß genommen, ihr eigenes Verhältnis zum Main in Augenschein zu nehmen. In einem großen Begleitprogramm haben eine Vielzahl von Vereinen, Initiativen, Einrichtungen, Veranstaltern und Künstlern ihren Beitrag zum Thema eingebracht. An der Gutermannpromenade wird dazu eine Ponton-Bühne mit Zugangsstegen im Main verankert. Auf der Landseite wird es eine Tribüne mit ca. 250 Zuschauerplätzen geben. Das Rahmenprogramm hat sich sogar ein eigenes Gesicht gegeben; es ist Ergebnis eines kreativen Wettbewerbs unter „Schweinfurt ahoi“, ein Slogan, der Schweinfurt und die Elemente Main und Meer näher zusammenrücken läßt. Das gesamte Rahmenprogramm wird im April als Programmbuch vorgestellt, bis dahin werden in regelmäßigen Abständen einzelne Programmpunkte daraus der Öffentlichkeit präsentiert. [sum]

Infos zum Begleitprogramm: www.mainundmeer.de

Gleich zu Beginn des neuen Jahres startet wieder das große Malprojekt des **Bundesverbandes Selbsthilfe Körperbehinderter**, BSK e.V. „Mit meinen Freunden durch das Jahr“ lautet diesmal das Thema des Wettbewerbs, an dem sich wieder Kinder mit einer Körperbehinderung im Alter von 6 bis 13 Jahren beteiligen können. Das Bild sollte ausschließlich im Hochformat DIN A 4 gemalt werden. Bitte keine Bleistiftzeichnungen und Collagen einsenden. Aus den Einsendungen wählt die Jury des Bundesverbandes Selbsthilfe Körperbehinderter e.V. zwölf Monatsbilder und ein Titelbild für den Kalender „Kleine Galerie 2014“ aus. Der Einsendung sollen neben dem Originalbild mit Titelangabe auch ein kurzer Steckbrief und ein Foto des Künstlers/der Künstlerin (kein Passbild) beiliegen. Alle eingereichten Bilder bleiben Eigentum des BSK e.V. Einsendungen bis 5. April 2013 an: BSK e.V., „Kleine Galerie“, Altkrautheimer Straße 20, 74238 Krautheim. [sum]

Alle weiteren Infos und den Steckbrief für die Teilnahme unter www.bsk-ev.org/kleine-galerie-2014 oder telefonisch unter: 06294/428143.

Himmliche Tees zum rundum Glücklichsein



Über 300 Sorten an losen Tees
sowie praktisches Teezubehör und Tee-Präsente.

Absolut himmlisch: z.B. unsere Bio-Kräutermischung
„Zum Glücklichsein“

Tee Gschwendner

Anja & Frank Teitscheid · Domstraße 19 · 97070 Würzburg
Tel. 0931 / 465 27 80 · tg.wuerzburg@web.de

Die **BBK-Galerie** hat nach der fünfjährigen Führung durch Dorette Riedel eine neue Galerieleiterin: die Malerin **Gabi Weinkauf**. An ihrem Geburtstag wurde die gebürtige Ochsenfurterin offiziell den Galeriegästen vorgestellt. Gabi Weinkauf, die bis 2010 an der Akademie der bildenden Künste in Essen „freie Kunst“ studiert hatte, wird ihre eigenen Schwerpunkte in der Ausstellungsreihe der BBK-Galerie setzen.

Noch bis zum 3. Februar ist dort **Peter Wittstadt** mit „ZEICHnerei“ zu sehen. Der Künstler – er lebt und arbeitet in Karlstadt-Laudenbach, zeichnet nicht im Sinne eines gedachten und vorgestellten Zieles, er setzt Zeichen nach einem inneren, gefühlten Fahrplan, unvoreingenommen und situativ wird das Blatt gestaltet. Das Ergebnis ist fern einer akademischen Vorstellung, es gleicht auch keiner Bildhauerzeichnung, obwohl der Künstler, sowohl ausgebildeter Steinmetz wie auch studierter

Bildhauer (Akademie der Bildenden Künste Nürnberg) ist, sondern eher naiven Zeichnungen von Kindern, die ihre Umwelt in Farbe und Schwarz-Weiß erobern, erforschen und interpretieren. Peter Wittstadt zu seiner Vorgehensweise: Ich „suche und taste spielerisch-verzweifelt, alles ist offen. Fühlen, Erkennen, Gestalten. Es brodeln. Ein Werden, das seine Gestalt nicht kennt. Dann – eine Möglichkeit, nicht fertig. Manchmal finde ich meine Lösung.“ Mit sicherem Gespür, möchte man dazu sagen. [sum]

Öffnungszeiten BBK-Galerie: Mi, Do, Fr, Sa von 14 bis 18 Uhr,
So 11 bis 18 Uhr.

Ebenfalls bis 3. Februar ist die Ausstellung von Norbert Rössler unter dem Titel „**LandFormen**“ in der **BBK-Werkstattgalerie** im Untergeschoß zu sehen. Der Künstler nennt seine Technik der Umsetzung „FotechArt“, also eine künstlerische Überarbeitung von Fotos mit technischen Möglichkeiten, die für Rössler im Bereich der digitaler Bildbearbeitung liegen. Die Grundlage, das Foto, ist für ihn Anlaß und Anregung für ein neues Bild, das die Landschaft, die Pflanze, das Gebäude, oftmals noch erkennen läßt. Rössler verändert das Motiv meist durch Überlagerungen. Durch diesen Prozeß interpretiert er das Geschehen. Daß er seine Kompositionen im Zaum hält, zeigt seinen Respekt vor dem Motiv bzw. vor der Natur. [sum]

Öffnungszeiten Werkstattgalerie: Mi, Do, Fr, Sa von 14 bis 18 Uhr, So 11 bis 18 Uhr, am Sonntag von 15-16 Uhr auch
Künstlercafé.

Kontakt: BBK Unterfranken, Oskar-Laredo-Platz 1, 97080 Würzburg, Tel. 0931-50612.

Noch eine frohe Neuigkeit hatte der BBK Würzburg zu vermelden: Den **Kunstpreis 2012 der Stadt Marktheidenfeld** hat das BBK-Mitglied **Edwin Kaiser** für seine Arbeit „Einwortgedicht 5 – tja“ erhalten. Die Juroren, ihnen gehören Dr. Marlene Lauter (Direktorin vom Museum im Kulturspeicher Würzburg), Dr. Christiane Ladleif (Leiterin Kunsthalle Jesuitenkirche Aschaffenburg), Jürgen Hochmuth (Kunstpreisträger 2010 der Stadt Marktheidenfeld) und Dr. Leonhard Scherg (Vorsitzender Volkshochschule Marktheidenfeld) an, überzeugten nicht nur die handwerkliche sondern auch die künstlerische Umsetzung der Themenstellung des Wettbewerbes „Wechselbad“. Der Würzburger Künstler darf sich über ein Preisgeld von 2000 € freuen. Gleichzeitig ist dem Künstlerkollegen und Maler **Andi Schmitt** (Preisgeld: 500 €) zur Verleihung des Publikumspreises zu gratulieren.

[sum]

DA BIST DU JA!

Meron, 5 Jahre

Viele Kinder wie Meron suchen Hilfe. WERDE PATE!

World Vision
Zukunft für Kinder!

WORLDVISION.DE

Jch fühl' mich wohl.

GRAF
BODYWEAR

Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I

14. bis 17. März 2013

39.
Internationales
Filmwochenende
Würzburg

Alle Informationen unter

www.filmwochenende.de